

Beiträge
zur
Geschichte von Stadt
und Stift Essen

Herausgegeben
von dem
Historischen Verein für Stadt und
Stift Essen

Vierundsechzigstes Heft

1949
Verlag: Fredebeul & Koenen, KG., Essen



Das Oberhaus der Isenburg
bei Beginn der Ausgrabungen durch das
Ruhrland-Museum

Zum Geleit

Wenn auch die vorliegende Arbeit des langjährigen Direktors unseres Essener Ruhrlandmuseums für sich spricht, wollen wir ihr doch ein Geleitwort vorausschicken als Ausdruck des Dankes an den Verfasser, der unserem Wunsch, zusammenfassend über seine Grabungs- und Forschungsergebnisse zu berichten, so freudig und bereitwilligst nachkam.

Seine Bereitschaft und unser Wunsch entsprangen der gleichen Sorge, das in sorgfältiger Spatenarbeit und wissenschaftlich vorsichtig wertender Forschung gewonnene Wissen um Essens Vor- und Frühgeschichte für alle Zukunft zu sichern. Nachdem der Luftkrieg so viele Kulturwerte unserer Essener Heimat zerstörte, erwächst uns Freunden und Pflegern der Essener Heimatgeschichte in besonderem Maße die Pflicht, die seelischen und ethischen Kräfte heimatverbundener Menschen lebendig zu erhalten und im Wiederaufbau unserer Stadt wirksam werden zu lassen. Um die schöpferische Kraft zur Meisterung des materiellen Lebens in unserer Industriegroßstadt tragen wir keine Sorge. Sie hat sich immer schon bewährt, besonders in Notzeiten. Aber das kulturelle Leben darf nicht ins Hintertreffen geraten.

Was Dr. Kahrs seit 1910 als ehrenamtlicher Leiter und dann als Direktor des Ruhrlandmuseums gesammelt, geforscht und gestaltet hat, darf nicht in den Kellern der Werdener Abtei dem Dornröschenschlaf verfallen und vergessen werden. Die Essener Bürgerschaft, die Wissenschaft erwarten von den amtlich zur Pflege des kulturellen Lebens Berufenen, daß sie die kostbaren Dokumente erdgeschichtlicher und vorgeschichtlicher Zeit, die in den vorzüglichen Sammlungen des Ruhrlandmuseums zum Glück unserer Stadt erhalten blieben, baldmöglichst der Öffentlichkeit wieder zugänglich machen. Das wäre der schönste Dank für den Verfasser und für die Bemühungen der Essener Geschichtsfreunde, in schicksalsschwerer Zeit von Essens Vor- und Frühgeschichte zu berichten.

Dr. Mevs.

Dr. Ernst, Christian, Justus Kahrs †

Als das Geleit geschrieben, die erste Korrektur gelesen und mit dem Verfasser die Anordnung der Zeichnungen und Bildtafeln besprochen waren, nahm unerwartet der Tod ihm die Feder aus der Hand. Am 19. November entschlief plötzlich infolge eines Herzschlags Dr. Kahrs in Obernkirchen, wo er nach seiner Ausbombung im März 1944 Zuflucht gefunden hatte.

Am 23. Juni 1876 wurde Ernst Kahrs in Münster i. W. geboren. Im Chaukenlande, zwischen Bremen und Hamburg, waren seine Vorfahren ansäßig. Nach dem Abitur am Leibniz-Realgymnasium Hannover Ostern 1894 studierte er bis zum S. S. 1897 an der Technischen Hochschule Hannover Chemie, Mathematik, Physik und vom W. S. 1897 bis S. S. 1899 an der Universität München Naturwissenschaften, insbesondere Mineralogie. Im S. S. 1899 war er zugleich als Assistent am Mineralogischen Institut tätig.

Vom Herbst 1899 bis Ende August 1903 wirkte er als naturwissenschaftlicher Hauslehrer der Familie Krupp auf dem Hügel bei Essen und anschließend bis Ende 1912 als Chemiker der Versuchsanstalt Fried. Krupp A. G.

In München promovierte er 1901 auf Grund einer chemisch-mineralogischen Arbeit zum Dr. phil. 1910 zum Mitglied der Essener Museumsdeputation berufen, leitete er zunächst in Vertretung des erkrankten Leiters Dr. Hilger, später endgültig ehrenamtlich das Essener Museum, bis am 1. April 1914 die Stadt Essen ihn als Museumsleiter, vom 1. Oktober 1920 als Museumsdirektor anstellte.

Das Ruhrlandmuseum, Dr. Kahrs' Lebenswerk, seine zahlreichen wissenschaftlichen, geologischen und vorgeschichtlichen Abhandlungen, seine Vorlesungen in den Essener Akademischen Kursen und in der Essener Volkshochschule, seine zahlreichen Vorträge, die Gründung der Geologischen Gesellschaft in Verbindung mit Direktor Dr. Löscher, die Gründung der Biologischen Gesellschaft in Verbindung mit Dr. Steusloff, seine Aus-

grabungen und geologischen Forschungen weithin im Industriegebiet legen Zeugnis ab von seiner regen, weitumfassenden Tätigkeit als Forscher und Wissenschaftler.

Mit der Gattin und seinen beiden Töchtern, mit dem großen Kreis seiner Freunde, die ihm durch Beruf und Wissenschaft verbunden sind, trauern wir Essener Geschichtsfreunde um den vornehmen, charaktervollen Menschen und Wissenschaftler, den der Tod zu früh von uns nahm, noch ehe Dr. Kahrs die Ernte seines arbeitsreichen Lebens vollends bergen konnte.

Auf der oberen Ruhrterrasse, in Essen-Bredeney, hat er nun seine letzte Ruhestätte gefunden, im Schoße der Erde, mit der er als Geologe, als Mineraloge und als Spatenforscher so mannigfach im Gespräche stand, von der er Geheimnisse erlauschte, an denen er uns durch Wort und Schrift teilnehmen ließ. Dafür wissen wir ihm Dank und ehrendes Gedenken.

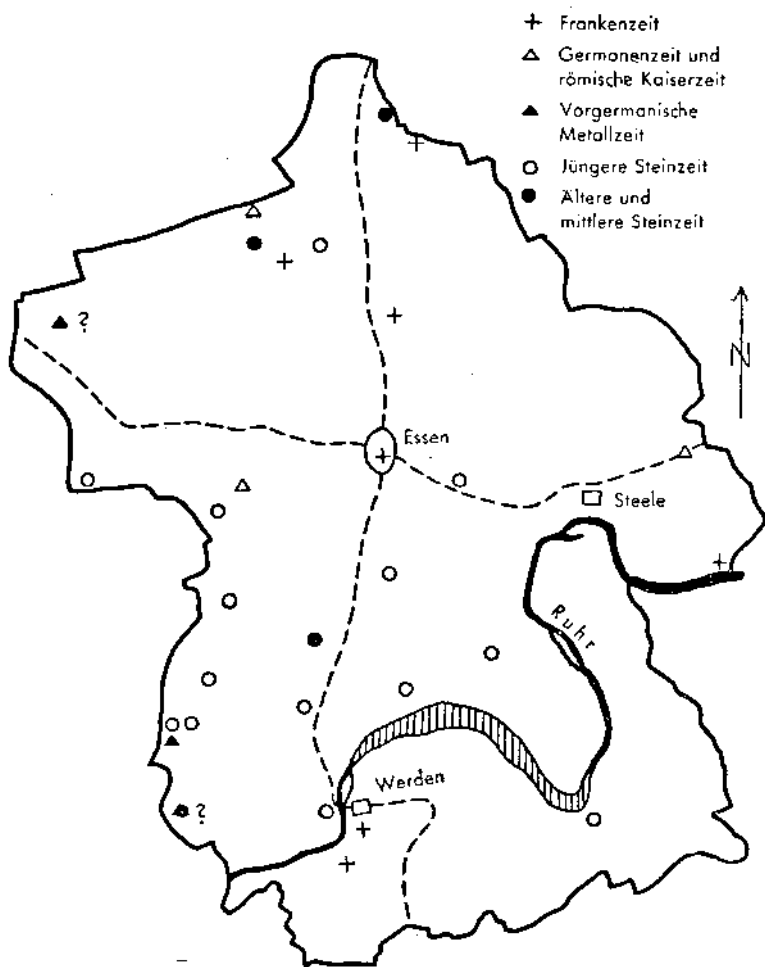
Dr. Mews.

I n h a l t

1. Das Eiszeitalter (Alt-Steinzeit)	9
2. Nacheiszeit (Mittlere Steinzeit)	20
3. Jungsteinzeit	24
4. Bronzezeit	31
5. Eisenzeit	32
6. Römische Kaiserzeit	35
7. Die Alteburg	37
8. Fränkische Herrenburg auf dem Pastoratsberg	48
9. Die Burg von Essen	54
10. Die Vryburg in Steele-Horst	63
11. Die Isenburg	68
12. Schriftenverzeichnis	77

Aus Essens
Vor- und Frühgeschichte

Von
Ernst Kahrs



Übersichtskarte der vor- u. frühgeschichtlichen Funde im Stadtkreis Essen.

In seiner Geschichte der Stadt Essen streift Professor Dr. Konrad Ribbeck, der hochverdiente ehemalige Archivar der Stadt, die erd- und vorgeschichtliche Vergangenheit des Gebietes nur mit wenigen Worten und überläßt es einem späteren Chronisten, deren Schilderung zu geben. Seit dem Jahre 1910 ist nun das Museum der Stadt Essen, das heutige Ruhrland-Museum, bemüht, in steter Arbeit durch Aufsammlungen und Grabungen alles erreichbare Material zur Erd- und Urgeschichte, wie auch der Geschichte Essens und darüber hinaus des Ruhrlandes sicherzustellen. In einer Reihe kleinerer Mitteilungen des Museums sind dank der Mitarbeit zahlreicher Wissenschaftler wertvolle Forschungsergebnisse des Museums festgelegt und ausgewertet. Im folgenden soll versucht werden, auf Grund einiger dieser Arbeiten wie noch nicht veröffentlichter Untersuchungsergebnisse, einen möglichst zusammenhängenden Überblick über die Schicksale der Menschen und ihrer Umwelt im Essener Raum von grauer Vorzeit bis in die geschichtliche Zeit hinein zu geben, soweit sie uns bisher der Einblick in den heimatischen Boden erschloß.

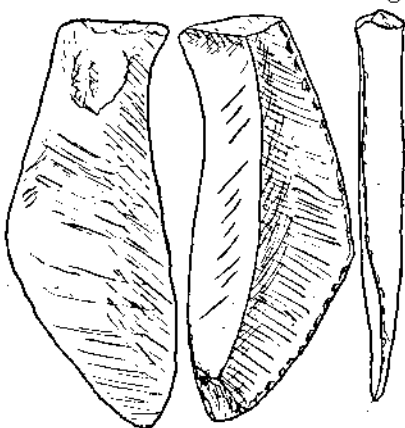


Abb. 1. Altsteinzeitliche Feuersteinklinge aus dem älteren Löß von Essen-Vogelheim ($\frac{1}{3}$ nat. Größe)

Vor uns liegt da als ältestes bisher bekannt gewordenes Dokument der Essener Urzeit eine steinerne, 8 cm lange Klinge, die zweifellos einst durch Menschenhand von einer Feuersteinknolle abgeschlagen und als Werkzeug benutzt wurde, ein an und für sich recht unscheinbares Stück (Abb. 1.). Allein seine Fundumstände machen den Abschlag äußerst wertvoll, besagen sie doch nicht mehr und nicht weniger, als daß der Mensch schon im Essener Raum lebte, bevor dieser vom nordischen Gletschereis überdeckt wurde im

Eiszeitalter.

Das gewaltige Geschehen dieser geologischen Periode umfaßte nach unserem heutigen Wissen einen Zeitraum von rund 600 000 Jahren. In dieser ungeheuren Spanne Zeit vergletscherten zeitweilig große Gebiete der nördlichen wie der südlichen Erdkugel

unter Verschiebung der klimatischen Zonen nach dem Äquator zu. Es handelte sich dabei aber nicht um ein einmaliges Ereignis. Vielmehr wechselten mehrere viele Jahrtausende währende Vergletscherungen verschiedenen Ausmaßes mit langen Warmzeiten ab, in denen das Klima dem heutigen gleich, ja sogar wärmer war. Man pflegt die einzelnen Vereisungen als Eiszeiten, die zwischen ihnen liegenden Warmzeiten aber als Zwischeneiszeiten zu bezeichnen. In Nordeuropa sind drei Eiszeiten mit zwei Zwischeneiszeiten bekannt geworden. Nur die Gletscher der zweiten Eiszeit haben unser Gebiet erreicht.

In der ersten Eiszeit war der heimatliche Boden fast tischeben. Nur im Süden ragten einige geringe Sandsteinrücken des Steinkohlengebirges über die Ebene, die heute etwa 120—100 m über dem Meeresspiegel liegt, empor. Die Ruhr floß auf dieser Ebene bei Steele weit nach Norden, mindestens bis in die Gegend von Altenessen, um dann ihren Lauf nach Süden zu nehmen und nunmehr in Richtung des heutigen Ruhrtales dem Rhein zuzustreben. Auf dem Hallo, dem Stoppenberg wie dem Salkenberg finden wir ihre Schotter noch heute. Die Fläche unter der Balde-neyer Höhe und die, auf der sich die Villa Hügel erhebt, sind Reste des Talbodens jener ersteiszeitlichen Ruhr. Zwischen Werden und Kettwig umfloß diese in weit nach Norden ausgreifender Schlcife einen Umlaufberg, um sodann in den Rhein zu münden. Leider sind die Schotter jener Zeit völlig fundleer geblieben bis auf den heutigen Tag. Weder Reste des Menschen, noch solche von Pflanzen und Tieren sind darin zum Vorschein gekommen. Wir wissen aber, daß es damals schon menschenartige Wesen auf der Erde gab, zwar von der heutigen Menschheit verschieden, aber doch Menschen. Die unsere ganze Erde in Mitleidenschaft ziehende Verschlechterung des Klimas des Eiszeitalters scheint geradezu die Menschwerdung bedingt zu haben. Die für uns bemerkenswerteste älteste Spur der eiszeitlichen Menschheit kam im Jahre 1927 in unserer näheren Nachbarschaft, dem Düsseldorftal bei Hochdahl, zum Vorschein. Hier durchbricht die Düssel eine einst von Höhlen durchzogene Kalksteinregion, das nach dem Kirchenlieddichter Neander benannte Neandertal. In einer hoch über der Düssel mündenden völlig mit eiszeitlichen Ablagerungen erfüllten Schlucht fand man an deren Basis zwischen Kalksteinbrocken und Flußgeröllen mehrere große Steinwerkzeuge aus Quarzit, so vor allem einen spitzmandelförmigen Faustkeil und einen breitklingigen Kratzer des Eiszeitmenschen der ersten Zwischeneiszeit.

In dieser ersten Zwischeneiszeit hatten der Rhein, und, diesem folgend, die Ruhr ihre Betten infolge einer Hebung des Festlandes gegenüber dem Meeresspiegel bedeutend vertieft,

und zwar in zwei Etappen, die Ruhr insgesamt um 50—60 m. Die Reste der gehobenen Talböden blieben als sogenannte Terrassen an den Talhängen zurück, zu oberst die ersteiszeitliche Hauptterrasse, darunter die ältere Mittelterrasse der ersten Zwischeneiszeit und noch tiefer die jüngere Mittelterrasse, der Talboden bei Beginn der zweiten Eiszeit. Die Vertiefung der Täler hatte eine starke Zertalung unseres Gebietes zur Folge. In großen Zügen wurde damals das heutige Relief festgelegt. Nördlich des Ruhrtals floß jetzt ein neu entstandener Fluß in Richtung des Emschertales dem Rhein zu und nahm vom Norden wie von der Wasserscheide zur Ruhr im Süden eine Reihe von Bächen auf darunter nun schon die Berne. Jedoch hat kaum ein Flößchen wie die heutige Emscher das im Norden von Essen mindestens 5 km breite Tal geschaffen. Wir müssen uns vielmehr einen Fluß von der Größenordnung der Ruhr oder der Lippe darunter vorstellen. Beim Bau des Essener Hafens im Stadtteil Vogelheim stießen wir zum erstenmal auf seine Spuren. Dort lagen seine Absätze in Gestalt graugrüner Flußsande über oberflächlich gebleichten Kreidemergeln der sogenannten Emscherformation. Deutlich hoben sich von Ost nach West gerichtete Flußrinnen hervor, begleitet von seichteren Stellen des Flußbettes, an deren Westende nun besonders viel angedriftetes Treibgut beobachtet wurde. Vor allem handelte es sich dabei um Hölzer und sonstige Pflanzenreste, daneben aber um Knochenreste einer Wildpferdart. In den Flußsanden steckten hie und da noch zweiklappig erhaltene Flußmuscheln (*Unio crassus*), wie wir sie heute in unseren Flüssen beobachten können. Sie befanden sich offenbar an ihrem ehemaligen Lebensort. Neben ihnen fanden sich rund 40 weitere Conchylienarten, die uns nun näher über die Beschaffenheit des Ur-Emschertales, wie wir es taufte, unterrichteten. Da waren zunächst Bewohner sandig-schlammiger, träge fließender Gewässer mit vielen faulenden Stoffen. Andere Formen wiesen auf das Vorhandensein von Altwässern und Teichen wie auch von zeitweilig austrocknenden Gewässern hin. Endlich zeigten weitere Arten das Bestehen von Wiesen und Waldungen an. Besonders bemerkt sei das Vorkommen einer kleinen Schneckenart, der *Succinea antiqua Colbeau*, welche sich als Leitversteinerung unserer eiszeitlichen Ablagerungen erwies, findet sie sich darin doch bis zum Ende des Eiszeitalters*. Dann erst starb sie aus wie auch andere Eiszeittiere. Das aus dem Vorkommen der verschiedenen Conchylienarten gewonnene Bild wurde bestätigt und ergänzt durch den Befund der oben genannten pflanzlichen Reste. Etwa 75 verschiedene Pflanzenarten konnten festgestellt und

* Steusloff: *Succinea antiqua Colbeau*, eine Lößschnecke aus dem Diluvium des Niederrheingebietes. Die Eiszeit I. 1925.

bestimmt werden. Da gab es Wasser- und Sumpfpflanzen sowie Bewohner offener trockener wie feuchter Gebiete. Besonders bemerkenswert war der vor allem auf Grund des in den Flußsandten noch gut erhaltenen Blütenstaubes von Sträuchern und Bäumen erbrachte Beweis, daß in der viele Jahrtausende währenden vorletzten Zwischeneiszeit, genauer gesagt, in deren zweiter Hälfte, große Wälder in unserer Heimat bestanden haben. Ja, es konnte sogar der Nachweis erbracht werden, daß die Zusammensetzung dieser Wälder im Laufe der Zeit sich in ganz bestimmtem Sinne geändert haben muß. Als älteste Waldform erwiesen sich Tsuga-Eichen-Mischwälder, deren Zusammensetzung das Bestehen eines wärmeren Klimas als des heutigen beweist. Die Tsuga-Arten leben heute nicht mehr wild in Europa, sondern finden sich in 10 Arten in Nord-Amerika, Ost-Asien und am Himalaya. Bei uns in Gartenanlagen angebaut findet sich von ihnen die Hemlock-Tanne, so auf dem Hügel. An weiteren Bäumen bargen die Eichen-Mischwälder Fichten, Tannen, Birken und Ahorn. Neben diesen gab es Haselsträucher, dann die heute nur in Transkaukasien und Ostasien wild lebende Flügelnuß (*Pterocarya*), wie die Tsuga ein Relikt aus der vor der Eiszeit liegenden wärmeren Tertiärzeit. Erwähnt seien schließlich noch als weitere Waldbewohner die Pimpernuß (*Staphylaca*), heute in Mitteleuropa selten, und der Buchsbaum, welcher wild nur im Moseltal vorkommt. Die Tsuga-Eichen-Mischwälder wurden abgelöst durch einen Erlen-Eichenmischwald. Offenbar war das Klima feuchter geworden. Doch muß es noch warm gewesen sein, denn neben dem Buchsbaum war jetzt auch die Weinrebe vorhanden. Daneben waren typische Moosarten der Laubwälder nachweisbar. Dann aber verschlechterte sich das Klima zusehends. Es wurde kühler und trocken. An Stelle der Laubwälder beherrschten jetzt Fichten-Kiefern-Birken-Wälder das Bild der Landschaft mit zahlreichen Haselsträuchern. Daneben gab es anfangs noch Tannen und Hainbuchen, später auch wieder Erlen. Endlich verschwand der Wald ganz, eine Folge der dauernden Verschlechterung des Klimas.

Die zweite große Eiszeit zeigte ihr Kommen an. Aus einem Waldland war unsere Heimat nunmehr zu einem Steppenland geworden. Die Ur-Emscher, die mit ihrer feuchten Talau, ihren Auwäldern und Wildpferden so sehr an das Bild der Emscher aus geschichtlicher Zeit erinnerte, sah jetzt Herden jener seltsamen, durch einen dichten und langen dunklen Haarpehl an die Kälte angepaßten Mammutelefanten zur Tränke ziehen oder auf weiter Steppe grasen, neben ihnen das zweite Charaktertier der Eiszeit, das wehrhafte zweigehörnte wollhaarige Nashorn. Auch vereinzelt Trupps von Moschusochsen wan-

dernten, ebenfalls vor dem aus Skandinavien und Finnland stetig vorrückenden Eis flüchtend, in unser Gebiet ein. In immer zunehmendem Maße wehten kräftige Nord-Ost-Winde aus dem Vorlande des Eises feinste Staubteilchen aus und trugen sie weit in das Land hinein, wo die Steppengräser sie auffingen und festhielten. So feinkörnig ist dieser als Löß bezeichnete Staub, aus Sand, Ton und Kalk bestehend, daß seine Körnchen weder zwischen den Fingerspitzen noch auf der Zunge fühlbar sind. Im Vogelheimer Profil treten Lößlagen zunächst nur in dünnen Schichten auf, in Wechsellagerung mit feinen Flußsanden. Stellenweise wurde der Löß vom Fluß zusammengeschwemmt als bröckelige, von tiefen mit schwarzem Schlamm erfüllten Trockenrissen durchsetzte Masse. Daneben wurden dann wieder Rinnen mit reinen Flußsanden beobachtet. Immer stärker werden die Lößlager, bis sie schließlich über ein Meter mächtig sind. Flußsande sind nunmehr nur noch vereinzelt in bachartigen Rinnen vorhanden, und zwar in Verbindung mit alten Oberflächen im Löß, die sich deutlich als wenige Dezimeter mächtige Bänder von Schwarzerde von dem blaugrauen Löß abheben. In ihnen wurden die für den Löß kennzeichnenden, heute nur noch an sonnigen Hängen lebenden wenigen Arten der Lößconchylien etwas häufiger angetroffen, daneben etwas artenreicher in Absätzen von Teichen und Tümpeln der oberen Lößpartie Sumpfmollusken. Die Pflanzenwelt bestand außer den Steppengräsern aus einigen Wasser- und Sumpfpflanzen wie kleinwüchsigen Kiefern, Fichten, Erlen und Birken, die gelegentlich noch zu etwas feuchteren Zeiten ihr Dasein fristen konnten. Im allgemeinen aber war das Klima trocken. Das beweist unter anderem die Erhaltung nicht nur der Blütenstaubkörner genannter Bäume, sondern auch der Conchylienschalen, die beide in unserem heutigen feuchten Klima längst verwittert oder aufgelöst wären.

Wie stand es nun mit dem Menschen jener Zeit, die, rund gerechnet, 200 000 Jahre vor unserer Zeitrechnung lag? Ein glücklicher Zufall, aber auch die Aufmerksamkeit der von uns entsprechend unterrichteten Erdarbeiter gab uns eines Tages nach langem vergeblichem Suchen Antwort auf diese Frage. Glücklicherweise wurde der Löß nicht abgebaggert, sondern von Hand abgestochen. Als dabei eine der oben genannten alten Oberflächen im oberen Teil des Lösses angeschnitten wurde, stieß einer der Arbeiter auf einen Stein. Es war unsere eingangs erwähnte Feuersteinklinge des Eiszeitmenschen (Abb. I). Gar nicht weit von einem kleinen sanderfüllten Bachlauf entfernt kam sie an das Tageslicht. Dazu kamen auf der gleichen Oberfläche dann einige Knochensplitter, wurde endlich noch an anderer Stelle im Löß der vom Feuer angekohlte Mittelfußknochen eines Löwen gefunden. Der Beweis

war damit erbracht, daß der Mensch bereits vor der Übergletscherung unseres Gebietes hier lebte. Zweifellos hat er nur in kleinen Horden gleich den primitiven Sammlern und Jägern unserer Zeit das Land auf der Suche nach Nahrung durchstreift. Daß er im Besitz des Feuers war und es zu seinen Zwecken zu nutzen verstand, konnten wir noch an verschiedenen Stellen des Ruhrlandes nachweisen. So lagen in Werden auf Ruhrschoffern der unteren Mittelterrasse neben gewaltigen Knochenresten vom Mammut eine Menge Kohlenreste, deren genauere Untersuchung ergab, daß es sich bei ihnen um Knochenkohle handelte. Rund 10 Meter eiszeitliche Absätze der großen Vereisung lagen über der Fundstelle. Die gleichen Kohlen fanden sich in einer Sandschicht im oberen Teil der unteren Mittelterrasse beim Bau des Oberhausener Rathauses wie unter dem Gletscherschutt bei Hörde. Endlich kamen verkohlte Knochen im Mülheimer Ruhmbachtal im Löß zum Vorschein und mit ihnen zwei Schädelfragmente von Moschusochsen und ein Beinknochen dieses Tieres, sowie ein Stoßzahn und ein Backenzahn vom Mammut. Mit allem Vorbehalt könnte man annehmen, vor einem Lagerplatz des Eiszeitmenschen zu stehen. Leider war die Suche nach dessen Werkzeugen hier ergebnislos. Aber die Anwesenheit des Eiszeitmenschen war auch so erbracht; wie sollten sonst die beschriebenen Fundstücke in der Lößsteppe zusammengekommen sein? Weder das fließende Wasser noch Raubtiere kamen dabei als Täter in Frage. Und wenn es noch weiterer Beweise bedurfte, dann brachte uns neuerdings eine äußerst reiche Fundstelle am Niederrhein völlige Gewißheit. In einer Ziegelgrube oberhalb des zweiten Eiszeit mit einer Reihe ehemaliger Oberflächen nachweisen. Auch hier war ein eiszeitlicher Bachlauf, mit weißen Sanden gefüllt, vorhanden wie bei Vogelheim. Zum Unterschied von diesen Vorkommen war aber der Löß durch die Tagewässer der letzten Zwischeneiszeit völlig entkalkt und verlehmt, so daß keinerlei tierische und pflanzliche Reste mehr in ihm nachweisbar waren. Jedoch nur wenige Meter vom erwähnten Bachlauf entfernt fand der Baggermeister, der natürlich von uns genau unterrichtet war, in dem sonst steinfreien Löß auf einer der alten Oberflächen Steine, die sich bei näherer Untersuchung als Artefakte erwiesen. Eine eingehende Beobachtung der Fundstelle in der Folgezeit brachte weiteres Material, alles auf engbegrenztem Raum. Hier standen wir nun wirklich vor einem Lagerplatz des Eiszeitmenschen, denn wir fanden zusammen mehr als handgroße flache Rheingerölle, die einst bei der Verarbeitung der Feuersteine als Unterlagplatten gedient hatten, sodann eine Reihe Schlagsteine und endlich zahlreiche Artefakte von rohen handgroßen Abschlägen bis zu äußerst fein retuschierten Werkzeugen verschiedenen Typs, u. a. Klingen von der Art der

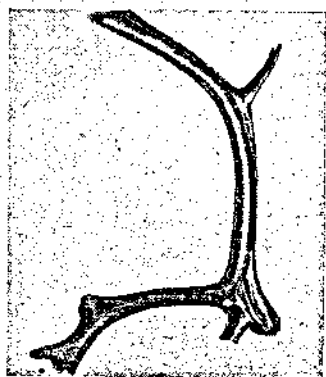
Vogelheimer. Eine Entsprechung hat dieser wohl in ganz Rheinland und Westfalen bisher einzig dastehende Fund bemerkenswerterweise an der Ostküste von England, das damals wie noch weit in die Nacheiszeit hinein mit dem Festland zusammenhing. In einer Schicht unter dem Gletscherschutt der zweiten Vereisung lagen dort die gleichen Artefakte wie am Niederrhein. Die Gleichaltrigkeit aller bisher beschriebenen Funde ist also nachgewiesen, und wir können nunmehr sagen, daß zu der Zeit, aus der sie stammen, Eiszeitjäger vom atlantischen Gestade bis weit in den Kontinent hinein streiften, kleine Horden von Menschen mit der gleichen primitiven Kultur. Hart muß das Leben dieser Menschen gewesen sein, mühsam der Erwerb der täglichen Nahrung, immer im Kampf mit den Unbilden des rauhen Klimas wie mit einer z. T. recht gefährlichen Tierwelt. Kurze kühle Sommer mit geringen Niederschlägen wurden von langen, sehr kalten Wintern abgelöst, in denen der Boden viele Meter tief gefror, so tief, daß er in der wärmeren Jahreszeit nicht völlig wieder auftaute, und sich in der Tiefe das Bodeneis erhalten konnte. Arktisch war das Klima geworden, nur trockener, denn der Einfluß des Golfstromes fehlte. Trotz allem hielt der Mensch aus, bis das nordische Eis unseren Boden bedeckte und unbewohnbar machte.

Zunächst scheint das Eis an den mit Schottern der Rheinhauptterrasse bedeckten Höhen nach Süden abgelenkt zu sein und so von Norden her unser Gebiet erreicht zu haben. Gewisse Gesteine und Versteinerungen, die es nur westlich Dorsten aufgenommen und bei Vogelheim wieder abgesetzt haben kann, deuten darauf hin. Später schob es sich über die Rheinhauptterrasse in das Rheintal selbst vor und bildete dort einen großen Kranz von Staumoränen. Der Rhein war nach Westen abgedrängt und floß in etwas tieferem Niveau, also nicht mehr in dem der unteren Mittelterrasse. Auch die Ruhr hatte ihr Bett vertieft, so z. B. bei Kupferdreh fast bis zur heutigen Talau, desgleichen die Ur-Emscher. Bei Vogelheim kamen in dem neuen Tal zuunterst Sande in unregelmäßiger Lagerung zum Vorschein, wie sie schnellfließende Gewässer absetzen. Es waren die Schmelzwässer des Eises, welche diese sogenannten Vorschüttungssande heranzuführten. Über ihnen lag dann, mehrere Meter mächtig, die Grundmoräne des Eises, d. h. der Gesteinsbrei, den das Eis auf seinem weiten Wege vom Norden aufgenommen, mit sich geführt und nun hier an seinem Grunde abgesetzt hatte. Viel heinisches Material war darunter, daneben aber auch solches aus dem Norden, und zwar bis zu metergroßen Blöcken von nordischem Granit, Diorit usw. Grundmoräne deckte nun auch die untere Mittelterrasse wie schließlich das ganze Gebiet bis über die Ruhr. In deren neuem Tal häuften sich aber zunächst ungeheure Mengen von Schottern,

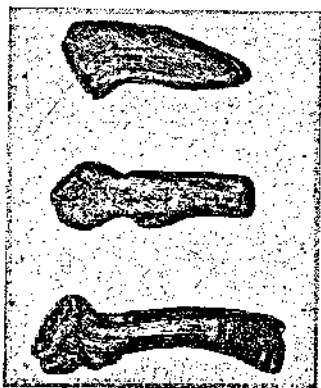
Vorschüttungssanden und verschwemmtem Löß an, so daß sogar die untere Mittelterrasse teilweise davon bedeckt wurde. Vom vordringenden Eise nach Süden abgedrängt, durchbrach die Ruhr die Rheinhauptterrasse südlich des Kaiserberges bei Duisburg und mündete dann südlich des Eisrandes etwa in der Gegend von Wanheim in das Rheintal. Über das Ruhrtal hinweg schob sich bei Essen das Eis bis auf die linksruhrischen Höhen. Das ganze Essener Gebiet war endlich unter Gletschereis begraben. Wie lange der Eisriesen unser Land in seinen Fesseln hielt, wer kann das sagen? Auf etwa 45 000 Jahre ist die Dauer der zweiten Eiszeit berechnet worden. Manches Jahrtausend mag die Eisbedeckung bei uns bestanden haben. Sehr schön und aufschlußreich sind die eiszeitlichen Absätze in der Kupferdreher Ziegelei. Dort liegt einst gefrorenen Vorschüttungssanden, die unter dem Eisdruck in gegeneinander an Klüften verschobene Schollen zerlegt waren, die Grundmoräne des vordringenden Eises und über dieser eine mächtige Blockpackung, wohl ein Anzeichen für eine Schwankung der Gletscherfront. In dem großen Bahneinschnitt von Heißen konnten wir ebenfalls eine derartige Schwankung feststellen. Hier waren einst gefrorene und zerklüftete Vorschüttungssande mit überlagernder Grundmoräne allem Anschein nach zunächst vom Eise frei geworden und dann von diesem wieder unter Aufstauchung zu mehrere Meter hohen, nach Westen überkippten Falten überschritten, ein Relikt aus der Zeit, da der weiter oben erwähnte Nord-Süd gerichtete Eisstrom von einem mehr westlich gerichteten abgelöst wurde.

Mit dem Einsetzen ständig zunehmender Wärme bei Beginn der letzten Zwischeneiszeit wurde zugleich das Klima feuchter. Das Bodeneis schmolz, die freigewordenen Flüsse und Bäche führten wieder reichlich Wasser und sägten sich tiefer in den Untergrund ein. Dabei wurden die Mittelterrassen weitgehend zertalt. Das normale Spiel der Verwitterungskräfte setzte ein mit dem Erfolg, daß in der letzten Zwischeneiszeit die Grundmoräne fast überall bis auf eine aus den größeren Gesteinsbrocken gebildete Steinsohle ausgewaschen oder ausgeblasen wurde, und der leicht verschwemmbar Löß nur noch an einigen geschützteren Stellen erhalten blieb. Stellenweise zeugen allein die allergrößten nordischen Gesteinsblöcke, Findlinge oder erratische Blöcke heißen, von der Grenze, bis zu welcher einst die Eisdecke reichte. Mit Recht hat man diese Zeugen des gewaltigen Geschehens der Eiszeit daher unter Naturschutz gestellt. Auf dem eisfrei gewordenen Boden siedelte sich sofort die Pflanzenwelt wieder an, und mit ihr die Tierwelt und der Mensch. Wie sich das Klima unseres Gebietes in der nun einsetzenden letzten Zwischeneiszeit gestaltete, läßt sich bisher nicht mit Sicherheit sagen, da Ablagerungen jener

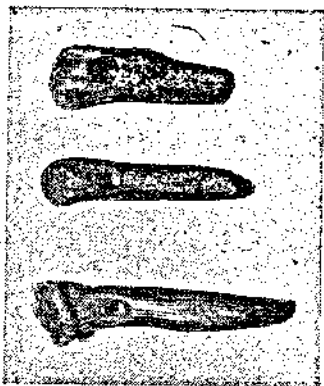
TAFEL I



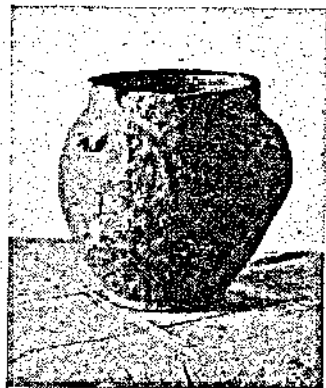
① Bearbeitete Geweihstange vom Rentier



② Äxte und Hacken aus Hirschhorn (Seitenansicht)

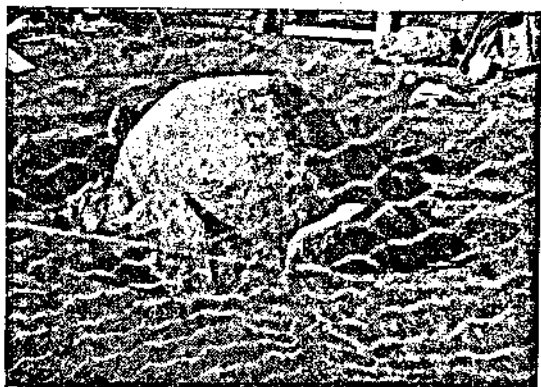


③ Dieselben (von oben gesehen)

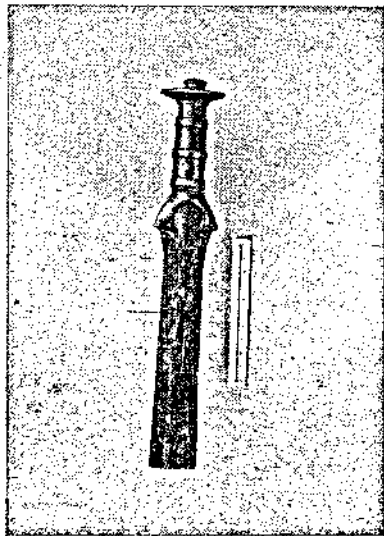


④ Tongefäß aus der jungsteinzeitlichen Siedlung „Ur-Fulerum“

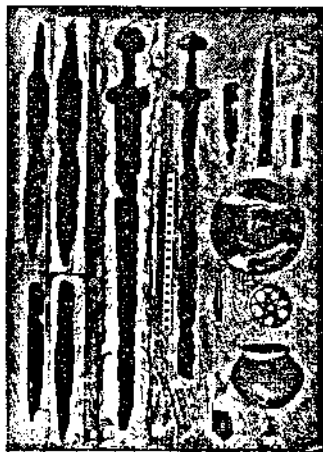
TAFEL II



8
Steinzeitliches Grab
von Kupferdreh



9
Bronzezeitliches Schwert
aus dem Emschertal



10
Fränkische Grabbeigaben
von Altenessen

Zeit aus dem ganzen Ruhr-Emscher-Lippe-Raum nicht bekannt sind. Wir kennen keinerlei Anzeichen für das Vorhandensein von Laubwäldern. Nicht eine Spur des Waldelefanten und anderer Waldbewohner hat sich gezeigt. Man könnte sich vorstellen, daß unter dem Einfluß des im hohen Norden auch in der Zwischenzeit fortbestehenden Eises unser Klima kühler war, so daß es den Wald ausschloß, dagegen die Steppe begünstigte, auf der dann die Mammute und ihre Begleittierwelt fortlebten. Die ältesten Schichten, die uns aus der Zeit nach dem Rückgang des Eises in den langen und tiefen Aufschlüssen des Rhein-Herne-Kanals bekannt wurden, führen diese Fauna. Einige Kiefernzapfen, Weidenreste und dergleichen deuten das Vorhandensein nur geringer Baumbestände an. Betrachten wir nun die genannten Emscheraufschlüsse eingehender.

Die Sohle der Ur-Emscher lag damals 10—12 m unter der heutigen Talau. Der Strom führte viele Kiese aus der zerstörten Grundmoräne mit sich, darunter nordisches Material mit Feuerstein-Splintern und Knollen, diese bis zu Kindskopfgröße. Zweiklappige Flußmuscheln lebten im Flußbett, ein Zeichen dafür, daß durchaus kein ausgesprochen eiszeitliches Klima herrschte. Zahlenmäßig stimmt die Zusammensetzung der in den Kiesen aufgefundenen Conchylienarten in verblüffender Weise mit jener in den vorletzt zwischeneiszeitlichen Flußsanden von Vogelheim überein. Neben reinen Flußbewohnern fanden sich solche aus stillen wie aus zeitweilig austrocknenden Gewässern, von nassen und trockenen Grasfluren, und endlich Wald- und Gebüschbewohner. Die Grassteppe mit eingesprengten Partien von Nadelwäldern (Kiefer usw.) beherrschte das Landschaftsbild. Auf ihr lebte eine reiche Tierwelt von Großsäugern, deren Reste in geradezu ungeheuren Mengen aus den Flußabsätzen der Ur-Emscher geborgen werden konnten. Da waren der große Mammutelefant und das wollhaarige Nashorn, der Moschusochse in einer neuen Art, die heute in Nordkanada und Grönland ein Asyl gefunden hat, der dem amerikanischen Büffel der Prärien gleichende Wisent, der gewaltige Ur oder Auerochse, unser Rothirsch neben dem Riesenhirsch mit seinem mächtig ausladenden Schaufelgeweih, dann der Elch und das Renttier, und endlich das Wildpferd. Neben diesen Pflanzenfressern fehlte es nicht an Raubtieren, wenn deren Reste auch im Ur-Emschertal viel seltener gefunden wurden, da diese Tiere allem Anschein nach das Gebirge dem freien Land vorzogen. In den Höhlen des Sauerlandes sind ihre Skelettreste keine Seltenheit. Man spricht geradezu von Höhlen-Löwen, Höhlen-Bären und Höhlen-Hyänen. Menschliche Skeletteile kamen auch diesmal nicht zum Vorschein. Wohl aber gelang es uns, in den Flußkiesen der nördlichen Kammer von Schleuse VI des Rhein-Herne-Kanals

eine Reihe Feuerstein-Artefakte sicherzustellen, die, einmalig in ihrer Schönheit in ganz Deutschland, zu den kostbarsten Stücken des Ruhrland-Museums gehören. Da ist zunächst ein aus dem Vollen herausgearbeiteter spitzer Faustkeil, dann winzige faustkeilähnliche Stücke, große Abschläge, die über die eine Oberfläche und an den Kanten sorgfältig retuschiert sind. Da die Fundstücke alle auf einem engbegrenzten Raum unter einer Schicht von Flußsanden lagen, darf man wohl annehmen, daß sie bei irgendeiner Gelegenheit dem Eiszeitmenschen zusammen verloren gingen, vielleicht beim Überqueren des Flusses oder an einem Lagerplatz am Kiesufer. Letztere Annahme ist die wahrscheinlichere, denn neben den Artefakten lagen Knochen, die deutliche Nagespuren von Hyänen, Wölfen und kleinen Nagern aufwiesen, also offenbar dereinst frei auf dem Boden lagen. Weitere Werkzeuge fanden sich dann noch vereinzelt an anderen Stellen in den gleichen Absätzen des Ur-Emscherlaufes. Der Beweis für die Existenz des Menschen in unserem Gebiet war damit auch für die letzte Zwischeneiszeit erbracht.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhang der Fund eines Feuersteinschabers aus dem Ruhmbachtal, der etwa aus der gleichen Zeit oder deren Ende stammt. Über den Menschen jener Zeit selbst unterrichtet uns jener bedeutsame Skelettfund aus dem Jahre 1856, der in der kleinen höhlenartigen Erweiterung einer einst offen zu Tage gehenden Gesteinskluft des Neandertales gemacht und von dem Elberfelder Gymnasialprofessor Dr. Fuhlrott als Zeitgenosse der Eiszeittierwelt erkannt wurde. Weitere Höhlenfunde in Frankreich und Belgien haben unsere Kenntnis über den „Neandertaler“, wie diese Menschenrasse seither benannt wurde, ergänzt. Danach war der Neandertaler etwa 1,60 m groß, grobknochig, mit nach vorn gebogenen Oberschenkeln, fliehender Stirn, großen Überaugenwülsten und kinnlosem Unterkiefer. Der Mensch hat seit jenen fernen Tagen, die mehr als 100 000 Jahre zurückliegen, wenn wir den wissenschaftlich errechneten Zahlen trauen dürfen, unser Gebiet bis auf den heutigen Tag bewohnt. Alle klimatischen Veränderungen der Folgezeit hat er dabei in Kauf genommen und sich ihnen angepaßt.

Selbst die sehr lange währende letzte Eiszeit, deren Gletscher nur bis in den Elberaum vordrangen, konnte den Menschen nicht vertreiben. Die letzten Waldreste verschwanden damals, denn die Niederschläge, besonders die des Winters, nahmen immer mehr ab. Ein ausgesprochenes Trockenklima herrschte. Die mittlere Jahrestemperatur sank unter den Gefrierpunkt. Der Boden gefror tief, so daß sich Bodeneis bilden konnte, das in den wenigen wärmeren Monaten des Jahres nur etwa 1 m auftaute.

Dieser Boden kam dann leicht, selbst bei geringem Gefälle des Geländes, auf dem Bodeneis ins Fließen und füllte so oft kleine Tälchen ganz zu. Lange Spalten entstanden und füllten sich mit Eis und Sand. Mächtige Staubstürme hüllten immer wieder das ganze Land ein und bedeckten es mit Löß. Zum Unterschied von dem „älteren Löß“ der vorletzten Eiszeit heißt man ihn den „jüngeren Löß“. Mit den ungünstiger werdenden Lebensbedingungen änderte sich nicht nur der Charakter der Pflanzenwelt, sondern ging vor allem die Tierwelt zurück, wie uns die abnehmende Zahl der Tierarten, vor allem der Conchylien, in den Ab-sätzen der Ur-Emscher beweist. Emscher und Ruhr führten in dem trockenn Klima nur geringe Wassermengen und vermochten daher den mitgeführten Gesteinsschutt nicht mehr wie in der Zwischenzeit fortzuführen. Dieser häufte sich daher in immer zunehmendem Maße im Flußbett an. So sehen wir im Emschertal Sande und lößartiges Material über den unteren Kieslagen in einer Mächtigkeit von mehreren Metern liegen, z. T. ganz erfüllt mit den weißen Schälchen der wenigen Arten der „Lößconchylien“ und einiger Wasserbewohner. An Pflanzenresten fanden sich nur spärlich solche von Kiefer, Birke und Fichte, daneben von Weiden, so der nordischen Polarweide, alles Zwergformen, die sich in der Nähe der Gewässer halten konnten. Das Gebiet war zur Moos- und Strauchtundra geworden. Die letzte Eiszeit hatte ihren Höhepunkt erreicht. Lößartiger Sand füllte das weite Ur-Emschertal, und nur mühsam suchten die spärlichen Wässer des Flusses in den wärmeren Sommermonaten ihren Weg durch die teilweise versumpfte Talau. Löß deckte, bis 10 m mächtig, das ganze Land. Zahlreiche kleine Nager hatten ihre Bauten in dem standfesten Boden. Der Neandertaler war durch Menschen unserer Art abgelöst. Auch diese lebten als Jäger im Lande. Ihre Werkzeuge bestanden aus schmalen Feuersteinspänen, die durch Retuschierung zu Schabern, Kratzern, Stacheln usw. geformt wurden. Daneben verstanden diese Jäger die Bearbeitung von Knochen und Geweihen zu Lanzenspitzen, Nadeln usf. In der Balver Höhle wurde sogar die in einen Kiesel eingeritzte Zeichnung eines Pferdekopfes aufgefunden, ein Beweis für die relativ hohe Kultur dieses Eiszeitmenschen, von der übrigens vor allem die staunenswerten Malereien und Skulpturen französischer und spanischer Höhlen bredtes Zeugnis ablegen. So fand sich bei Datteln eine lange, aus Elfenbein hergestellte Lanzenspitze, bei Oberhausen eine Renn-tierstange mit deutlichen Bearbeitungsspuren, die in Form schmaler Furchen mittels eines Feuersteinstichels zwecks Ablösung eines Spans erzeugt waren (Tafel I, 1). Letzgenannter Fund gehört dem Magdalénien an, mit dem die Altsteinzeit endet. Er kam aus Sanden zum Vorschein, die gegen Ende der Eiszeit über der Löß-Talau ab-

gesetzt waren. Der durch Frost tiefgründig gelockerte Boden lieferte damals große Mengen von Gesteinsschutt, der, von den lößbedeckten Höhen herabgeschwemmt (besonders bei der Schneeschmelze im Frühjahr), sich z. T. noch an deren Flanken erhalten hat, großenteils aber von den Wässern der Ur-Emscher in sogenannter Kreuzschichtung abgesetzt wurde. Dabei wurde das Tal in der Flußrinne zunächst wieder bis auf die untersten Kiese ausgekolkt. Flußbewohnende Conchylien fehlten gänzlich. Nur wenige solcher stiller oder zeitweilig austrocknender Gewässer wurden beobachtet, daneben einige landbewohnende Arten. Das Vorkommen der Polarweide zeigt ebenso wie die dürftige Conchylienfauna an, daß das Klima, in dem die Rentierjäger jener Zeit lebten, noch immer Ähnlichkeit mit dem arktischen hatte. Winde wehten aus den weiten Talauen Sande aus und deckten große Strecken Landes damit ein. Mammut, Nashorn, Riesenhirsch und Moschusochse wanderten ab, dem schwindenden Eis nach Norden folgend. Es endete das Eiszeitalter und damit die Altsteinzeit.

Die etwa 12000—4000 vor unserer Zeitrechnung währende

Nacheiszeit oder mittlere Steinzeit.

begann. Das Klima hatte zunächst noch borealen Charakter, war also kalt. Auch trocken muß es gewesen sein, denn weder verwitterte der Löß der Höhen in stärkerem Maße, noch wurden die Talsande entkalkt. Die Wasserführung der Bäche war gering. An den Talhängen gab es kleine, oft versiegende und sich verlagernde Quellsümpfe, deren Wasser aus der Kreide und dem Löß Kalk aufgenommen und damit die Pflanzenreste des Talbodens inkrustiert hatten. Die Emscher war jetzt der kleine Fluß unserer Tage. Einst nur ein Nebenflüßchen der Ur-Emscher, das in diese in der Gegend von Dortmund einmündete, floß sie nunmehr allein in dem breiten Tal, bald hierhin, bald dorthin pendelnd, unter Bildung zahlreicher Schlingen und Altwässer. Aus der sandgefüllten weiten Talaue aber wehten die Winde Dünenzüge auf, so z. B. im Vogelheimer Gebiet. Die lößbedeckten Höhen waren kaum bewaldet, vielmehr steppenartig, mit schütterten Beständen von Birken, denen sich später Kiefern zugesellten. Auf der Steppe weideten als letzte Vertreter der eiszeitlichen Großsäuger noch Herden von Rentieren. Die abgeworfenen Geweihstangen dieser Nachzügler fanden wir hie und da vereinzelt in den Bachablagerungen aus jener Zeit. Verschiedentlich wurden auch Stangen beobachtet, die Bearbeitungsspuren von Menschenhand aufwiesen. Die Rentierjäger der ältesten Nacheiszeit schufen sich aus solchen Stangen durch Abschneiden aller Enden bis auf die Eisprosse, die ihrerseits nur gestutzt und zugeschärft wurde, Werk-

zeuge, die wir als Urform der Äxte betrachten müssen. Durch Einsetzen von Flintstücken in den ausgehöhlten Stumpf der Eissprosse verstand es der Mensch später, die Wirksamkeit der Waffe zu vergrößern. Außer der Axt führten die Renttierjäger auch Pfeil und Bogen, denn wir kennen ihre aus Feuerstein hergestellten Pfeilspitzen, die sogenannten Stielspitzen. Daneben besaßen sie noch allerlei kleine und kleinste Feuersteingeräte, sogenannte Mikrolithe (Abb. 2), deren Retusche oft so fein ist, daß man schon gut hinschauen mußte, wollte man sie entdecken. Infolge ihrer Kleinheit waren bei uns wie überall die Mikrolithe lange Zeit hindurch übersehen worden und unbekannt geblieben,

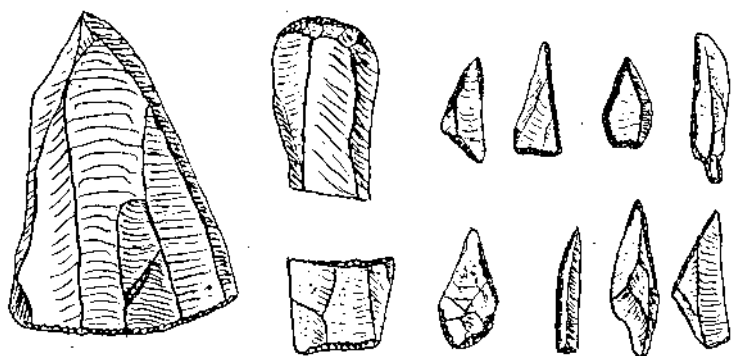


Abb. 2. Mikrolithe, Feuersteingeräte der mittleren Steinzeit (nat. Größe)

so daß in unserem Wissen um den Menschen der Nacheiszeit in unserem Gebiet eine große Lücke klaffte. Vor etwa 25 Jahren begann sich dann diese Lücke dadurch zu schließen, daß es uns wohl als ersten im Ruhrgebiet gelang, nacheiszeitliche Lagerplätze mit Feingeräten und Mikrolithen aufzufinden. Bisher konnten wir rund 100 Fundplätze untersuchen und deren Material im Ruhrland-Museum sicherstellen. Die Verfertiger der Mikrolithe schlugen oder preßten kleine Späne von Feuersteinknollen und gewannen daraus dreieckige und viereckige Stücke, die nun durch Erzeugung feinsten Absplitterungen oder Retuschen an einzelnen oder mehreren Kanten, je nach dem vorgesehenen Verwendungszweck, weiter gestaltet wurden. So entstand die oben genannte Stielspitze dadurch, daß das stumpfe Ende eines spitzen Feuersteinspans durch Retuschierung zu einem Stiel geformt wurde, der dann zur Befestigung der Spitze im Pfeil diente. Andere Mikrolithe fanden Verwendung als Widerhaken von Harpunen und Lanzen, wieder andere als Lanzenspitzen, weitere als Angelhaken oder Fellschneider, kurz als Geräte, wie sie für Menschen, die von der Jagd und dem Fischfang lebten, brauchbar und nötig waren.

Herr Dr. Schwabedissen, Kiel, hat in seiner großen grundlegenden Dissertation über die mittlere Steinzeit im westlichen Norddeutschland auch unser reichhaltiges Material weitgehend verwerten können. Klar schält sich für Nordwestdeutschland ein besonderer, mittelsteinzeitlicher Kulturkreis gegenüber einem nordischen heraus. Fünf zeitlich aufeinander folgende Stufen konnten in unserem NW-Kreis festgestellt werden. Zwei derselben wurden nach von uns entdeckten Fundstellen benannt, nämlich nach Haltern und Hülsten. Die älteste oder Arensberger Stufe haben wir bereits kennengelernt. Es ist die der oben genannten Renttjäger mit kleinen Stielspitzen. Noch erstreckte sich zu jener Zeit das Eis bis nach Südnorwegen und Mittelschweden. Aber stetig schwand es dahin. Die zweite oder Kirchdorfer Stufe zeigt neben dem Gerät der ersten Stufe plumpe Dreiecke von gleichschenkliger Form. In der dritten oder Halterner Stufe sind die Stielspitzen verschwunden. Dafür treten Dreiecke in zahlreichen, mannigfaltigen Formen auf. Bemerkenswert sind in der vierten oder Boberger Stufe besonders langschmale Dreiecke, feingearbeitete Kleindreiecke, nadelförmige Spitzen, viele Vierecke und kleine Rundscheiber. Die fünfte oder Hülstener Stufe endlich scheint mit ihren flächenretuschierten Dreiecken schon in die Übergangszeit zur nachfolgenden jüngeren Steinzeit zu gehören. Auf Essener Boden kamen nur einige wenige Mikrolithe zum Vorschein, einerseits in den Sanden des Emschertales, andererseits in der Nähe einer heute versiegten Quelle in Bredeney, wobei in letzterem Falle noch die Möglichkeit besteht, daß die betreffenden Artefakte mit Sand an die Fundstelle verschleppt wurden. Trotz dieser wenigen Funde müssen wir aber annehmen, daß die mittelsteinzeitlichen Jäger, die nördlich unseres Gebietes so zahlreiche Spuren hinterlassen haben, auch dieses selbst in kleinen Horden ähnlich den Eiszeitjägern bevölkert haben.

Noch in die mittlere Steinzeit scheinen verschiedene Großgeräte aus Horn oder aber Felsgestein zu gehören. Es handelt sich bei ihnen um gelochte Hacken und Äxte aus Hirschhorn (Tafel I, 2 u. 3) und um sogenannte Geröllkeulen. Bei allen diesen ist die Durchlochung durch Picken erzeugt, nicht durch Bohren. Bei den Äxten ist die Schneide parallel, bei den Hacken senkrecht zur Lochung gerichtet. Die scheibenförmigen, in der Mitte gelochten Geröllkeulen haben vielleicht zum Beschweren von Grabstöcken oder als Netzsenker gedient. Wir fanden sie wie die Hirschhornartefakte in alten Emscherbetten. An einer mittelsteinzeitlichen Lagerstelle im Lippetal stellten wir das Bruchstück eines auf einer Fläche spiegelnd glatt geschliffenen, im heilen Zustand nicht ganz handgroßen Steines sicher, der vielleicht als Reibstein beim Zerkleinern von

Getreidekörnern gedient hat, denn Getreidenahrung scheint gegen Ende der mittleren Steinzeit schon üblich gewesen zu sein, wie auch die ersten Anfänge der Töpferei aus jener Zeit datieren sollen. Ja, im Lipper Land an den Retlager Quellen kamen Reste einer aus mehreren Hütten bestehenden mittelsteinzeitlichen Siedlung zum Vorschein, ein Beweis beginnender Sesshaftigkeit. Die klimatischen Bedingungen hatten sich im Laufe der Nacheiszeit wesentlich verbessert. Noch immer herrschte zunächst trockenes kontinentales Klima. Dabei wurde es ständig wärmer, so daß die mittlere Jahrestemperatur schließlich wahrscheinlich die heutige übertraf. Die günstigeren Verhältnisse verursachten einen Wechsel in der Pflanzenwelt. So sehen wir zunächst die Hasel sich immer mehr ausbreiten. Ihr folgte sodann der noch wärmebedürftigere Eichenmischwald mit Eichen, Linden, Ulmen, Ahorn, Eschen und feuchtere Standorte bevorzugenden Erlen. Doch fanden sich reichere Baumbestände vorwiegend in den feuchteren Tälern, während die trockeneren Höhen wohl nur parkartig mit Bäumen bestanden waren.

Diese Verhältnisse änderten sich in der ausgehenden Nacheiszeit, als das kontinentale Klima in ein ozeanisches überging. Dieser Umbruch war wohl verursacht durch den damals erfolgenden Vorstoß der Nordsee weit nach Süden von der heutigen Doggerbank her bis etwa zur Linie unserer Nordseeinseln. Zugleich brach das Meer nunmehr auch zwischen England und dem Festland durch. Der Kanal entstand, und damit konnte sich der warme Golfstrom auch bei uns auswirken durch ein feuchteres, noch recht warmes Klima mit weniger ausgeprägten Extremen, als sie dem kontinentalen Klima eigen sind. Die Entkalkung der Böden setzte nunmehr mit Macht ein und dauert in der gleichen Weise noch heute fort. Der Löß wurde so bis zu großer Tiefe in Lößlehm verwandelt und trug reichere Waldbestände, in denen die Buche immer mehr die übrigen Baumarten verdrängte. Die entkalkten Talsande dagegen boten der Heide und dem Moor günstige Existenzbedingungen. Aus Niedermooren gingen durch das Torfmoos gebildete Hochmoore hervor. Entsprechend dem Wechsel in der Pflanzenwelt änderte sich auch die Tierwelt. An Stelle der Rentiere der ersten Nacheiszeit sehen wir die Tierwelt treten, wie sie uns noch aus ältester geschichtlicher Zeit bekannt ist. Da gab es Hirsche, Rehe, Wildpferde, Auerochsen oder Ure, Wisente, Wildschweine und an größeren Raubtieren den Braunbär, Wolf, Luchs und Fuchs. Flüsse und Bäche boten reichen Fischsegen. Auch der Biber war damals in der Emscher nicht selten. Gelegentlich wurden von den Höhen große Mengen noch unzersetzten Lösses zu Tal geschwemmt, so in Steele 4,5 m. Hochwässer legten ganze Auewälder um. Deren Stämme lagen, einer neben dem

anderen, im Lippe- wie im Emschertal und an der unteren Ruhr, bedeckt von Flußsanden oder Schottern. Auffällig ist das verhältnismäßig häufige Vorkommen von Hirschhorngeräten in den vermorten Altwässern der Flüsse und im Bruchwaldtorf wie in Wiesenkalcken der Bachtäler. Der Rothirsch muß damals eines der wichtigsten Jagdtiere gewesen sein. Man könnte mit Recht von einer Hirschzeit sprechen. Bemerkenswert ist, daß die Durchlochung der Geräte nunmehr durch Bohren, also nicht mehr durch Picken, erzeugt wurde. (Tafel I, 2 und 3).

Diese neue Technik ist eines der Kennzeichen für das Heraufziehen einer neuen Zeit, der

Jungsteinzeit

deren Dauer man ungefähr von 4000—1800 vor unserer Zeitrechnung ansetzt. Der Jäger und Sammler, welcher seit Urtagen in kleinen Horden unser Land auf der Suche nach Nahrung durchstreifte, wich immer mehr dem sesshaften Bauern. An Stelle der alten Steintechnik kam eine neue vollkommene auf. Das geschliffene Steingerät trat überall da an die Stelle des nur retuschierten, wo es eine größere Leistung gewährleistete, also zweckmäßiger war. Ein geschliffenes Steinbeil oder eine ebensolche Axt drangen leichter in den Stamm ein als solche mit ungeschliffener Schneide. Andererseits verursachte eine nur retuschierte Pfeil- oder Lanzenspitze schwerere Wunden als etwa eine geschliffene. Das gleiche galt für den Dolch. Das Schleifen war wahrscheinlich beim Zerreiben der Getreidekörner mittels eines als Läufer dienenden Steines auf einer Unterlagplatte von Stein beobachtet und danach entwickelt worden. Das Bohren aber wird beim Feuerbohren gefunden sein. Wie früher noch die Eskimo, bohrten die Menschen der Jungsteinzeit das Feuer mittels eines härteren Holzstabes, den sie senkrecht auf einer weichen Holzunterlage in schnelle Umdrehungen versetzten. Dabei wurde ein feines Bohrmehl erzeugt, das sich entzündete. Beim Durchbohren von Felsgestein-Äxten wurden in gleicher Weise Holzstäbe benutzt. Dabei diente Sand als Bohrmittel. Durch Bohren mit Hohlstäben, sogenannten Hohlbohrern, und Bohren von zwei Seiten her konnte die Fabrikationsdauer wesentlich herabgesetzt werden.

Die Töpferei machte große Fortschritte. Nicht nur verdrängte Tongeschirr weitgehend das Holzgeschirr und geflochtene Gefäße, sondern die Tongeräte zeigten auch zum Teil recht gefällige Formen und Verzierungen. Feste Häuser, deren tragende Pfosten im Boden wurzelten, geben beredtes Zeugnis von der Höhe jungsteinzeitlicher Bauernkultur. Sie dienten dem Menschen als sichere Wohnstätte, ebenso aber auch dem Vieh, das er hielt, nämlich Rindern, Schweinen usw. als Unterkunft, wie denn ferner

die Vorräte an Getreide, Heu und Stroh darin geborgen wurden. Neben Getreide, so verschiedenen Weizensorten, wurde auch Lein angebaut, aus dessen Fasern die Frau den Faden spann, der ebenso wie der aus tierischer Wolle zu Tuchen verwebt wurde. Denn an Stelle der seit der letzten Eiszeit üblichen Fellkleidung war nunmehr die Kleidung aus gewebtem Stoff getreten. Im Einscherwie Lippetal fanden sich vergesellschaftet mit Hirschhornartefakten nun auch die ersten menschlichen Skelettreste, und zwar vorwiegend Schädel. Diese scheinen kaum von modernen Schädeln verschieden zu sein. Die Untersuchungen darüber sind noch nicht abgeschlossen. Ganz überraschend war die Feststellung, daß an einem der Schädel die sogenannte Trepanation vorgenommen war, d. h. am rechten Hinterhaupt, das gegenüber dem linken im Wachstum zurückgeblieben war, hatte man mittels eines Steinwerkzeuges ein Stück der Schädelkapsel, etwa in Größe eines Zehnpfennigstückes, herausgelöst. Die Ränder der so entstandenen Öffnung waren offenbar wieder verheilt. Der Patient hatte die schwere Operation überstanden und noch längere Zeit hernach gelebt. Derartige operative Eingriffe sind bei verschiedenen „Primitiven“ der Neuzeit bekannt.

An Funden von Steingeräten aus der älteren Jungsteinzeit, die etwa bis 2500 v. Zw. anzusetzen ist, kennen wir in unserem Gebiet eine ganze Reihe. Es handelt sich fast durchweg um schön geschliffene Feuersteinbeile. Wohl der älteste Typ derselben sind spitznackige Beile mit gerundeter Schneide und spitzovalem Querschnitt (Abb. 3d). Sie fanden sich vor allem im Haarzopfer Gebiet, daneben im Emschertal und auf der Schellenberger Ruhrterrasse. Die Beile waren mit dem spitzen Nacken in das keulenförmig verdickte, entsprechend durchlochte Ende eines Hulschafte gesteckt. Das Schellenberger Stück war seinem Besitzer beim Gebrauch unmittelbar am Schaftloch abgebrochen. Um es wieder schäften zu können, hatte er es durch wenige geschickte Schläge retuschiert und so mit einem neuen spitzen Nacken versehen. In die gleiche Zeit gehört vielleicht ein kürzeres plummes Beil aus Felsgestein, wegen des rundlichen Querschnittes Walzenbeil genannt. Es fand sich nördlich der Steeler Straße beim Hofe Huttrop. Jungsteinzeitlich ist eine geflügelte und gestielte Pfeilspitze, die aus Bredency stammt (Abb. 3b), desgleichen ein plumper Feuersteindolch mit breiter, an einen Faustkeil erinnernder Klinge, der in Winkhausen zusammen mit einer leider vor einer Untersuchung zerstörten Steinsetzung aus Findlingen ans Tageslicht kam. (Abb. 3a) Eine noch gut erhaltene Steinsetzung wurde in Hinsbeck beim Bau der Kupferdreher Flakkaserne vor deren Eingang entdeckt und konnte von uns genauer untersucht werden (Tafel II, 1). In dem aus Kiesen mit einer Lehmdecke bestehenden Boden war

eine Grube eingetieft und mit Wandsteinen aus Platten, die von einem leicht spaltbaren Gneißfindling gewonnen waren, versehen worden. In der so entstandenen Kammer konnte gerade ein in seitlicher Hockerstellung ruhender Mensch Platz finden. Die Kammer war nach oben mit einem großen Findling aus Granit

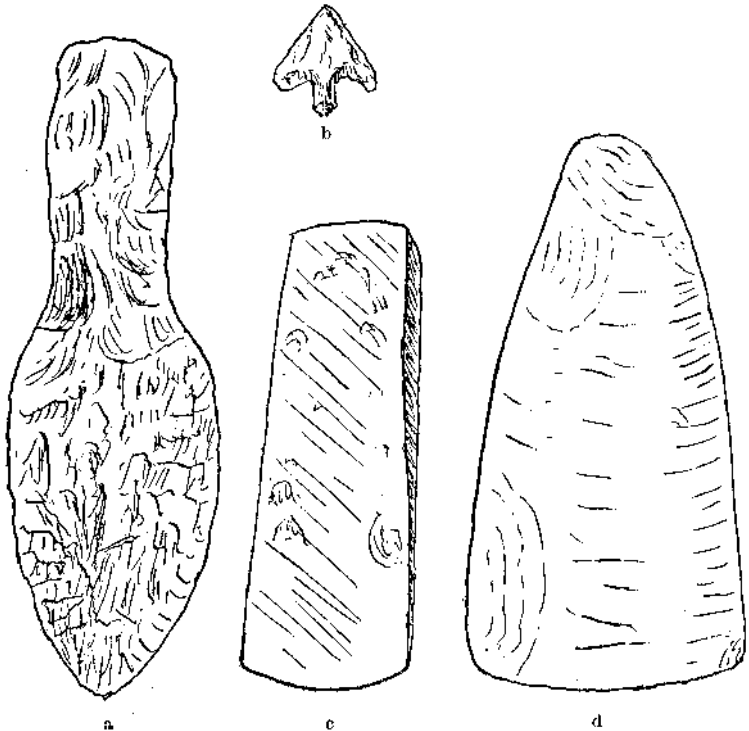


Abb. 3. Steingeräte der jüngeren Steinzeit.
a) Feuersteindolch (etwa $\frac{2}{3}$ nat. Größe), b) Feuerstein-Pfeilspitze (etwa $\frac{1}{2}$ nat. Größe),
c) Nordisches Steinbeil (etwa $\frac{1}{3}$ nat. Größe), d) Spitznackiges Steinbeil (Westeuropäisch)
($\frac{2}{3}$ nat. Größe).

gedeckt und dann mit Erde überschüttet. Neben der Steinsetzung lagen in nördlicher Richtung noch einige Gneißplatten unregelmäßig verteilt mit Holzkohle zusammen. Wahrscheinlich ist das ganze Gebilde ein Hockergrab unter Flur. Seine genauere Datierung ist vorläufig nicht möglich, zumal keinerlei Beigaben beobachtet wurden. Wir wissen aber, daß die Leute mit den spitznackigen Beilen ihre Toten in Gräbern unter Flur beisetzen. Andererseits erinnert das Grab an die ältesten Steingräber über Flur, die sogenannten Dolmen, welche auch eine Kammer mit Seitensteinen und einem Deckstein besaßen. Derartige Dolmen

sind kennzeichnend für die nächste Stufe der Jungsteinzeit. Bei uns haben wir solche Dolmen nicht gefunden, wohl aber verschiedentlich Beile, die nun durch einen nicht mehr spitzen, sondern schmalen Nacken ausgezeichnet sind. Die Beile sind z. T. gedrungener als die spitznackigen, haben aber noch die gerundete Schneide und den spitzovalen Querschnitt wie sie. Auch die Schäftung ist sicherlich bei diesen Feuersteinbeilen die gleiche geblieben. Deutlich unterscheidet sich nun von ihnen ein nur sehr selten bei uns beobachteter Typ dünnackiger Beile mit fast rechteckigem Querschnitt. (Abb. 3 c.) Dieser Typ gehört dem nordischen Kreis jungsteinzeitlicher Ackerbauern an, während unsere dünnackigen Beile mit spitzovalem Querschnitt einem westlichen Kulturkreis, der von Frankreich über Belgien bis in unser Gebiet reicht, zuzurechnen sind. Die Nordbauern wohnten weit nördlich unseres Gebietes, jenseits der Lippe. Hier fand sich auch eins ihrer großen aus Findlingsblöcken errichteten und ursprünglich mit einem aufgeschütteten Sandhügel gedeckten Gräber, im Volksmunde Hünengräber genannt. Die Gräber waren immer wieder neu belegte Familien- oder Sippengräber. Düwelstocne heißt dieses Grab bei Marbeck-Heiden. In ihm lagen große Mengen von Scherben der formenschönen, reich mit Tiefstichornamenten verzierten nordischen Keramik. Einige der Topfscherben wiesen Eindrücke von Weizenkörnern, in einem Fall sogar ein verkohltes Weizenkorn auf, das sich beim Töpfeln in den weichen Ton eingedrückt hatte und uns so Kunde gibt vom Anbau des Weizens schon in jenen fernen Tagen. Mit dem von zwei Rindern gezogenen Sohlenpflug beackerten die Nordleute den leichten Sandboden, mieden aber den schwerer zu bearbeitenden Lößboden. Doch auch auf diesem fanden sich um die Mitte der Jungsteinzeit Ackerbauer ein.

Damals ging das bis dahin herrschende feuchtwarme ozeanische Klima in ein trocken-warmes über. Viele Quellen kamen zum Versiegen, und das Wachstum der Hochmoore kam zum Stillstand. Heide, Wollgras, Birken und Kiefern siedelten sich auf diesen an. Der Klimaumschwung bedingte neue Völkerbewegungen. So kamen aus den stärker unter der Trockenheit leidenden Gebieten im Südosten unseres Kontinents die Donau aufwärts und den Rhein abwärts die vorwiegend den Lößboden im Hackbau bearbeitenden Ackerbauer, in der Wissenschaft nach ihren mit spiralförmigen bandartigen Strichverzierungen versehenen kürbisrunden Gefäßen „Bandkeramiker“ genannt. In Köln-Lindenthal ist ein großes Dorf dieser Leute, mit vielen Pfostenhäusern darin, ausgegraben. Und auch in Westfalen sind derartige Häuser gefunden. Natürlich sind die Pfosten längst verfault. Allein aus der Größe und Lage der sich meist deutlich durch andere Färbung von ihrer Umgebung abhebenden Pfostenlöcher kann man doch ein Bild

vom einstigen Aussehen der Häuser gewinnen. Auch unser Essener Lößboden lockte damals sicherlich zur Besiedelung. Und es ist eigentlich wunderbar, daß es uns erst nach 30 Jahren vorgeschichtlicher Forschungstätigkeit endlich gelang, eine entsprechende Siedlung aufzufinden. Das Vorkommen von Steingeräten, wie sie steinzeitliche Bauern benutzten, in den verschiedensten Teilen Essens hatte uns stets Veranlassung gegeben, an der Fundstelle nach Siedlungsspuren zu suchen. Immer vergeblich! Nicht ein einziger Topfscherben der Jungsteinzeit kam uns dabei zu Gesicht. Da meldete am 29. April 1940 der Oborgärtner Mayer, daß er am Südwestende des Ehrenfriedhofes hinter dem Ehrenmal vorgeschichtliche Scherben gefunden habe, die seiner Meinung nach von einer Bestattung herrührten. Eine sofort vorgenommene vorläufige Untersuchung ergab mit Sicherheit jedoch, daß es sich um Siedlungsspuren handelte. Trotz des Krieges konnte anschließend eine systematische Grabung soweit durchgeführt werden, daß nicht nur ein beachtlicher Teil der Siedlung freigelegt, sondern auch ihr ungefähres Alter festgestellt wurde. Durch Einbeziehung unseres noch ununtersuchten Grabungsgeländes in den Ehrenfriedhof sind weitere Grabungen unmöglich geworden. Ein großer Teil der Siedlung war, wie es scheint, schon bei Anlage des Ehrenmals restlos zerstört durch Abtragung des Bodens. Trotz allem waren unsere Grabungsergebnisse noch recht erfreulich, denn sie lehrten uns, daß hier oben in Fulerum gegen Ende der Jungsteinzeit oder aber bald nachher neben einer heute versiegten Quelle eine Bauernsiedlung mit großen Pfostenhäusern bestanden hat, ähnlich denen in Köln und Westfalen. Bevor wir uns aber der Siedlung selbst zuwenden, müssen wir uns mit einem uns zunächst recht rätselhaft erschienenen Gebilde des Grabungsgeländes befassen, das wahrscheinlich etwas älter als die Siedlung ist, da einzelne von deren Pfostenlöchern in ihm stehen. Es handelt sich um einen ringförmigen Graben, der noch in etwa 1 m Breite und $\frac{1}{2}$ m Tiefe erhalten war und drei erdbrückenartige Unterbrechungen von ungefähr je 1 m Breite aufwies. Die hellgraue Grabenfüllung war mit zahlreichen Spuren von Holzkohle durchsetzt. Innerhalb des Ringes lagen zwei Gruben. Die eine, wenig südlich der Ringmitte gelegen, war 2,5 m breit, 1 m lang und nordwest-südöstlich orientiert, die andere war etwas größer, unregelmäßiger gestaltet und lag im Nordostsektor dicht am inneren Rande des Ringes. Nach unserer Auffassung sind die Holzspuren im Graben Reste eines palisadenartigen, von drei Toren unterbrochenen Zaunes. Man ist versucht, an einen Viehzaun zu denken, wie sie allem Anschein nach aus der gleichen Zeit bei Mayer und in Urmitz bekannt geworden sind. Allein die geringe Größe gegen-

über diesen und vor allem die zwei Gruben im Innern scheinen uns eine andere Deutung zu gestatten. Wir haben in Hülsten, Westfalen, in mehrjähriger Grabungstätigkeit ein ausgedehntes Gräberfeld untersucht, dessen älteste Gräber der Jungsteinzeit angehören und bis in die nachfolgende Bronzezeit reichen. Es handelt sich dabei um einst mit Zäunen eingefriedigte große Erdhügel, die eine einzelne, zentral gelegene Grabgrube mit einem meist restlos verwitterten Baumsarg deckten. Der Bestattete war in Hockerstellung auf der rechten Seite liegend beigesetzt. In einem Falle kamen neben der zentralen Grube noch eine Reihe weiterer Grabgruben zum Vorschein. Ihre Maße wie das des Hügel-durchmessers entsprechen nun ziemlich gut denen unseres Fulerumer Ringes, so daß wir nicht anstehen, diesen als die letzten Reste eines solchen jungsteinzeitlichen Grabhügels anzusprechen. Der Hügel als solcher ist zwar durch Einebnung verschwunden. Aber zur Zeit der nachfolgenden Besiedlung des Platzes muß er noch angedeutet gewesen sein, denn die Gebäudegrundrisse überschneiden ihn nur ganz wenig. Die Siedler haben bei der Bebauung des Geländes den Platz des Grabes freigelassen. Derartige Gräber nun wurden von einer Bevölkerung errichtet, die aus dem Südwesten unseres Kontinents um 1900 v. d. Z. herum in unser Gebiet einwanderte. Es handelt sich bei ihr um viehzüchtende Bauern, deren Weidegründe im Süden infolge des trockener gewordenen Klimas so unergiebig geworden waren, daß sie im kühleren Norden Neuland suchen mußten. In gleicher Weise kamen übrigens damals auch aus dem Südosten derartige Viehbauern herein und setzten sich zwischen die Ackerbauer. Die vom Westen kommenden Einwanderer nennt man nach ihren glockenförmigen weitmündigen Bechern mit großer Standfläche und an Flechtwerk erinnernden Ornamenten „Glockenbecherleute“, jene aus dem Osten nach ihren schlankeren, schön geschweiften und mit Schnureindrücken verzierten Bechern aber „Schnurkeramiker“. Im Rheinland scheint eine Mischkultur von Glockenbecherleuten und Schnurkeramikern entstanden zu sein, die man als r h e i n i s c h e B e c h e r k u l t u r bezeichnet hat. Das Fulerumer Grab gehört dieser letzteren an, falls unsere Deutung als Grab richtig ist. Andernfalls bliebe nur die unwahrscheinlichere Annahme, daß es sich um einen zu der aufgefundenen Siedlung gehörenden, allerdings sehr kleinen Viehzaun handelt.

Betrachten wir numehr die Siedlung etwas näher. (Abb. 4.) Die Grundrisse von drei großen ebenerdigen Häusern konnten von uns festgestellt werden. Alle drei Häuser waren genau nach der Nord-Süd-Richtung orientiert. Ob sie gleichzeitig bestanden oder nacheinander, läßt sich nicht entscheiden. Das größte der Häuser war 14 m lang und 3,5 m breit. Seine Pfosten standen jeweils etwa

1¼ m voneinander entfernt. Durch die ganze Länge des Hauses zog sich eine Reihe von stärkeren Firstpfosten, die 2 m Abstand voneinander hatten und das Haus in zwei Schiffe teilten. Ob und in wieviele Räume das Hausinnere untergeteilt war, ließ sich nicht feststellen. Man könnte an das Vorhandensein von drei Einzelräumen denken. Der Eingang des Hauses lag an der Südseite unter einem Vorbau, dessen Ostseite durch eine palisadenartig angeordnete Reihe kleinerer Pfosten wohl gegen den Ostwind besonders geschützt sein sollte. An der Nordseite schloß sich an das Haus in dessen ganzer Breite ein von z. T. sehr dicht stehenden Pfosten umgebener Raum ohne Firstpfosten. Er scheint an



Abb. 4. Ur-Fulerum.

der Nordostecke einen Ausgang gehabt zu haben und ist nach unserer Ansicht ein eingezäunter Hof, etwa für das Vieh bestimmt, gewesen. Das zweite Haus lag dicht neben dem erstbeschriebenen, und zwar an dessen Ostseite. Seine Länge betrug 10 m, seine Breite 3 m, der Pfostenab-

stand wieder etwa je 1 m. Firstpfosten waren desgleichen vorhanden. Sie standen unregelmäßiger als beim größeren Haus. In der Nordostecke des Hauses lag eine kreisrunde Grube von 1 m Durchmesser und 0,70 m Tiefe. Sie war für uns eine wahre Fundgrube, enthielt sie doch eine größere Menge verkohlter Weizenkörner und Holzäpfel, daneben allerlei Samen von Acker- und Siedlungsunkräutern, ferner durch Brand rot geglühten oder schwarz geschmauchten Hüttenlehm mit Abdrücken des daumendicken Flechtwerkes von Hüttenwänden, endlich allerhand Topfscherben und einige Steine, die z. T. als Reibsteine gedient haben mögen. In der Umgebung der Grube lagen, überall verstreut, weitere Holzäpfel. Das dritte, dicht neben dem eben beschriebenen, an dessen Ostseite gelegene Haus, konnte nur teilweise noch ausgegraben werden. Es war ebenfalls 3 m breit, hatte den Pfostenabstand von 1 m und Firstpfosten mit etwas 1,5—2 m Abstand voneinander. Die Länge betrug allem Anschein nach rund 10 m. Neben den drei Häusern zeichneten sich noch undeutliche Grundrisse kleinerer Baulichkeiten ab, die vielleicht Wirtschaftszwecken dienten. Auch einige weitere Abfallgruben, aber weniger ertragreich als die oben beschriebene, waren nachweisbar. In größerer Entfernung von den Häusern, und zwar

südlich derselben, konnte von uns endlich ein Teich ergraben werden, wie ein solcher ja auch in der Köln-Lindentaler Siedlung beobachtet wurde. Unter den vielen Scherben, welche wir im Laufe der Grabung bergen konnten, gelang es auch die eines Gefäßes zu finden, das sich wieder zusammensetzen ließ (Tafel I, 4). Es handelt sich um ein terrinenartiges bauchiges Gefäß mit breiter Standfläche und weiter Öffnung, das ungefähr so breit wie hoch war, nämlich etwa 25 cm. Auf der scharf abgesetzten Schulter steht ein fast senkrechter Rand. Dicht unter der Schulter befanden sich 2 oder 3 senkrecht durchlochte Henkel, wohl zum Aufhängen des Gefäßes dienend. Dies Gefäß erbrachte mit aller Sicherheit den Beweis, daß unsere Fulerumer Siedlung, die wir nun „Ur-Fulerum“ getauft hatten, in das Ende der Jungsteinzeit, bzw. in die Zeit kurz nach dieser gehörte, also auf das stattliche Alter von bald 4000 Jahren zurückblicken konnte. In der Zeit, da in Ägypten unter den Pharaonen die gewaltigen Bauwerke der Pyramiden entstanden, wohnten in unserer Heimat friedliche Bauern in relativ stattlichen Giebelhäusern und bauten den goldenen Weizen auf ihren Äckern. Sie gehörten nicht zu den Bandkeramikern, sondern wohl einer Randgruppe an, die man als Rössener Kulturgruppe bezeichnet, nach deren ersten Auffindungspunkte Rössen bei Merseburg. In Köln-Lindental fand sich ihre Keramik vergesellschaftet mit der bandkeramischen.

Mit Ur-Fulerum haben wir bereits die Schwelle eines neuen Zeitalters, der tausendjährigen

Bronzezeit,

deren Dauer man etwa von 1800—800 v. d. Zw. ansetzt, überschritten. Nur sehr langsam setzte sich das Metall an Stelle des Steines als Werkstoff durch, erst in Form reiner Kupferäxte, dann als Legierungen von Kupfer mit Zinn, die sogenannten Bronzen, die dem Zeitalter den Namen gaben. Unsere oben beschriebene Siedlung von Ur-Fulerum könnte recht gut schon in den Beginn der Bronzezeit gehören, obgleich sich keine Spur Metall in ihr fand. In der frühen und älteren Bronzezeit sind Funde von Metallgeräten im Rheinland recht selten. Eine schlanke Feuersteinpfeilspitze von Frohnhausen gehört vermutlich in die frühe Bronzezeit. Auf Essener Boden ist kein einziger Bronzefund zum Vorschein gekommen, auch nicht aus der etwa von 1100 v. d. Zw. an rechnenden jüngeren Bronzezeit. Das Metall, das von auswärts eingeführt werden mußte, war eben in unserem Gebiet eine Kostbarkeit. Außerdem war die Besiedlung des Landes allem Anschein nach recht dünn, obgleich das Klima wesentlich günstiger, nämlich wärmer und trockener als unser heutiges war. Die höher gelegenen Gebiete waren wohl größtenteils waldfrei, während in den Tälern

mit stärkerem Baumwuchs und saftigen Weiden zu rechnen ist. Viehzucht, dazu auch Pferdehaltung, scheint neben Ackerbau eine bevorzugte Rolle gespielt zu haben. Daneben boten Jagd und Fischfang reiche Beute.

In der frühen und älteren Bronzezeit wurden die Toten, wie oben von Ur-Fulerum berichtet, unter großen Erdhügeln beigesetzt, und zwar zunächst in Form von Körperbestattungen in Baumsärgen. Dann setzte sich immer mehr die Leichenverbrennung durch. Den Toten gab man Geräte und Waffen mit in das Grab wie schon in der Steinzeit. Aus einer solchen Bestattung stammt allem Anschein nach ein prachtvolles Bronzeschwert (Tafel II, 2), das bei Regulierung des Flötebaches, der sich östlich unseres Gebietes in die Emscher ergießt, gefunden wurde. Ganz ähnliche, aber einfacher gehaltene Schwerter kennen wir aus hannoverschen Grabhügeln der älteren Bronzezeit (1550—1100). Unser Stück, das wohl Import aus SO-Europa darstellt, ist in zerbrochenem Zustande aufgefunden, also offenbar schon dem Toten in dieser Verfassung mitgegeben worden, um den Anreiz zu einem etwaigen Raub aus dem Grabe zu verringern; wissen wir doch aus der Geschichte unserer germanischen Vorfahren, welche große Bedeutung der Besitz eines so kostbaren Stückes hatte.

Mit Beginn der jüngeren Bronzezeit änderte sich die Bestattungsweise insofern, als man den Leichenbrand nunmehr in Tongefäßen oder „Urnen“ beisetzte. Die Urnen finden sich seit dieser Zeit in kleineren und größeren Gräberfeldern in verhältnismäßig dichter Anordnung. Diese Sitte der „Urnenfelder“ ist auf den Einfluß eines um 1100 v. d. Zw. aus dem östlichen Mitteleuropa, wahrscheinlich infolge einer großen Dürreperiode aufbrechenden Volkes zurückzuführen. Zwar scheint es nur bis an den Mittelrhein gelangt zu sein. Aber sein Einfluß machte sich auch am Niederrhein und im Ruhrland bemerkbar, nicht nur in der Änderung der Grabstätten, sondern auch in der Gestaltung und Verzierung der Tongefäße. Einige Urnen dieser Zeit kamen beim Bau des Essener Flugplatzes zum Vorschein. Sie sind leider in Mülheim bei einem Angriff verloren gegangen. Vielleicht gehören auch verschollene ältere Funde von der Meisenburg wie von Frintrop hierher. Jedenfalls kamen solche im benachbarten Bottrop an das Tageslicht, während in Gladbeck ein reiches Gräberfeld bei Anlage einer Siedlung erschlossen wurde.

Ein völliger Umschwung im Charakter des Klimas setzte gegen Ende der Bronzezeit, bzw. zu Beginn der nun folgenden

Eisenzeit (800—0)

ein. Das Klima wurde ausgesprochen kühl und feucht. Der Grundwasserspiegel stieg. Die Hochmoore begannen wieder zu wachsen,

immer weiter verdrängte der Wald die Steppe. Dieser Umbruch des Klimas bewirkte im Norden unseres Kontinents, der Urheimat unserer germanischen Vorfahren, zunehmende Verschlechterung der Erntertragnisse, so daß größere Volksteile sich zur Auswanderung nach Süden gezwungen sahen. Ihr Druck auf die in Niedersachsen sitzenden Westgermanen bewirkte wohl, daß auch diese z. T. in

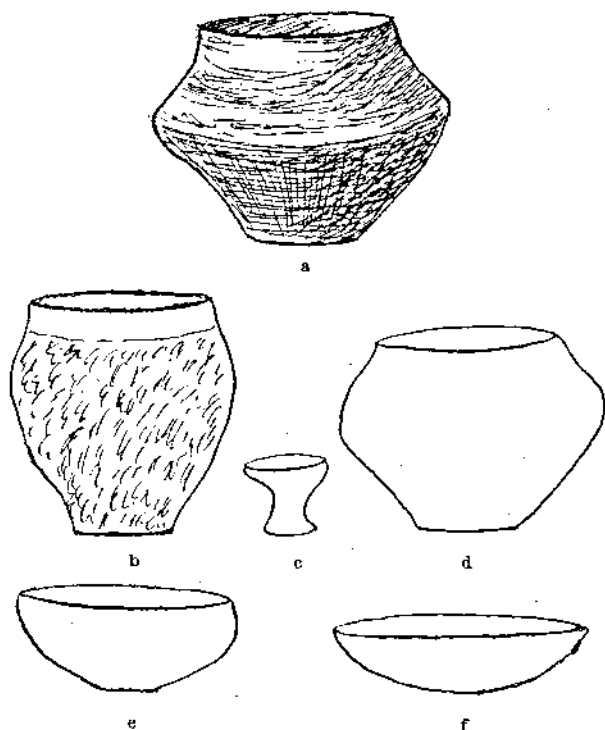


Abb. 5. Eisenzeitliche Urnen und Beigaben.
a) germanischer Doppelkegels, b) germanischer Raultopf (Harpstedter)
(Etwa $\frac{1}{7}$ nat. Größe)

Bewegung gerieten und nach Westen dem Rheine zu auswichen. Istväonische Germanen kamen so in zwei Wellen bis an den Niederrhein, die erste etwa um 800, die zweite um 650 v. d. Zw. Letztere ist dann noch bis nach Holland und Belgien hinein zu verfolgen. Es scheint sich um friedliche Bauerntrecks gehandelt zu haben, denn die Graburnen der Zuwanderer finden sich in friedlichem Neben- und Durcheinander mit denen der einheimischen Bevölkerung beigesetzt. Die erste eisenzeitliche Germanenwelle brachte doppelkegelförmige Urnen (Abb. 5a) mit, die zweite sogenannte Raultöpfe oder Harpstedter Urnen (Abb. 5b), so genannt

nach einem Gräberfeld in Hannover. Diese Rauhtöpfe waren eimerartige Gefäße, deren äußere Wandung durch Schlickbewurf künstlich gerauht war. Ihr Rand war durch Finger-, Nagel- oder Fingerkuppeneindrücke verziert oder aber durch Kneifen mit zwei Fingern wellenartig gestaltet. Einen besonders schönen und dazu sehr großen Rauhtopf konnten wir aus den Sanden eines Bachbettes bei Buer bergen. Allem Anschein nach war das Gefäß beim Wasserholen zu Bruch gegangen. Die germanische Siedlung, aus der es stammte, muß auf der dem Bach benachbarten Höhe gelegen haben. Durch Grabungen südlich Recklinghausen wissen wir von dem Vorhandensein solcher Siedlungen mit Pfostenhäusern im Emschertal. In den verschiedenen von uns untersuchten Gräberfeldern des Ruhrlandes sind Rauhtöpfe keine Seltenheit. Sie zeigen hier häufig nicht mehr die strenge Eimerform, sondern sind in der Form mehr oder weniger den bauchigen Urnen der einheimischen Bevölkerung angeglichen. Die Aufschüttung größerer Grabhügel über der Urne unterblieb immer mehr, die Urnen standen in kleinen Gruben unter Flur. Zuweilen fehlten auch die Urnen, und der Leichenbrand war in einem vergänglichen Beutel beigesezt. Eine solche Bestattung fanden wir in Oberhausen. Am Ende des länglichen Leichenbrandes lag auf der Seite ein kleines doppelkonisches Trinkgefäß. In Mülheim-Broich konnten wir die Reste eines eisenzeitlichen Friedhofes untersuchen, der einen Einblick in den Vorgang der Einäscherung gestattete. Darnach scheint man zunächst eine Grube ausgehoben und auf dem Aushub die Leiche verbrannt zu haben. Die zurückbleibenden Knochen wurden sorgfältig aufgelesen und in eine Urne getan, die in der Grube beigesezt wurde. Der Aushub derselben mit den kleinen Leichenbrandresten und Holzkohlestückchen wurde sodann in die Grube gefüllt. Neben einem dieser „Brandschüttungsgräber“ konnten wir, allerdings nur an den verschiedenen Verfärbungen des Bodens erkennbar, eine Opferbeigabe feststellen. Ein etwa 30 cm hoher etwas ausgebauchter zylindrischer Behälter mit einem geraden, von einem Holzspanrand umschlossenen Boden enthielt ebenfalls völlig vergangene Knochen, die an Geflügelknochen erinnerten. Ein wohl späteisenzeitliches Urnengrab stellten wir in Osterfeld fest. Metallische Grabbeigaben finden sich nicht gerade häufig. Sie bestehen z. T. noch aus Bronze, dann aber auch aus Eisen, das die schön glänzende Bronze jedoch nie ganz verdrängen konnte. Die Gewinnung des Eisens erfolgte in kleinen Öfen mit handgetriebenen Blasebälgen. Als Einsatz diente vielerorts das im Gebiet nicht seltene Raseneisenerz. Das Ergebnis war ein von Schlacke durchsetzter Schwamm von Eisenkörnern mit verschiedenem, meist niedrigem Kohlenstoffgehalt, also vorwiegend weiches Eisen. Durch wiederholtes Ausschmieden ver-

stand man es immer schlackenreiner zu machen. Auf Essener Gebiet ist uns leider bis auf den heutigen Tag keine Spur seiner eisenzeitlichen Bewohner bekannt geworden. Der Grund hierfür scheint uns darin zu liegen, daß zur Eisenzeit unser Gebiet außerordentlich stark bewaldet und dementsprechend sehr spärlich besiedelt gewesen ist. Am ersten sind Siedlungsspuren noch auf den niedrigen Höhen des Emschertales zu erwarten. Auch scheint der uralte Höhenweg, der Hellweg, welcher vom Rhein über Essener Gebiet nach dem Osten führte, nach wie vor benutzbar gewesen zu sein, fanden sich doch in seinem Zuge* römische Münzen.

Damit kommen wir aber bereits in die

r ö m i s c h e K a i s e r z e i t.

Diese umfaßt die ersten vier Jahrhunderte n. d. Zw. (0—400). Unser Gebiet rückt damit in das Licht der Geschichte, und die vorgeschichtliche Forschung sucht nunmehr gemeinsam mit der Geschichtsforschung die Vergangenheit unserer Heimat zu enthüllen. Leider ist letztere für die römische Kaiserzeit noch in ziemliches Dunkel gehüllt. Ribbeck hat das wenige, das wir aus den alten Schriftstellern glauben erschließen zu können, zusammengestellt, so daß wir hier nur in aller Kürze darauf einzugehen brauchen. Sugambres sollen v. d. Zw. das Land zwischen Lippe und Ruhr bevölkert haben. Nachdem sie größtenteils von den Römern auf das linke Rheinufer verpflanzt waren, soll der Stamm der Marsen in das fast entvölkerte Land eingesickert sein. Ihre nördlichen Nachbarn waren die Brukterer. Unser Essener Gebiet war damals weitgehend bewaldet. Ein breiter Waldstreifen, vorwiegend aus mächtigen Buchen bestehend, der sogenannte Chaisiwald (silva Caesia), erstreckte sich von Heisingen an der Ruhr über Haarzopf (Hersapa = Roßwasser) nach Heißen und weiter nordwärts auf die Rheinhauptterrasse hinauf. Sicher deckte er nicht nur die Ruhrhöhen, sondern reichte wohl bis nahe an die heutige Stadtmitte von Essen, ja stellenweise darüber hinaus. Durch diesen Wald hindurch fiel Germanicus im Jahre 14 n. d. Zw. in das Land der Marsen ein. Er überraschte sie im Heiligtum der Tanfana und schlug sie so vernichtend, daß ihr Name seither erloschen war. Es ist die Vermutung ausgesprochen, daß besagtes Heiligtum auf dem Stoppenberg gelegen habe. Allem Anschein nach war der Berg früher einmal befestigt. Leider konnten wir dies durch Grabungen noch nicht bestätigen. Die Gründung einer christlichen Kirche auf dem Stoppenberg könnte dafür sprechen, daß dort einst eine germanische Kultstätte bestanden hat.

* L. v. Winterfeld: Geschichte der freien Reichs- und Hansestadt Dortmund. Dortmund 1934. S. 6 — Fund römischer Goldmünzen aus der Zeit 307—408 n. d. Zw.

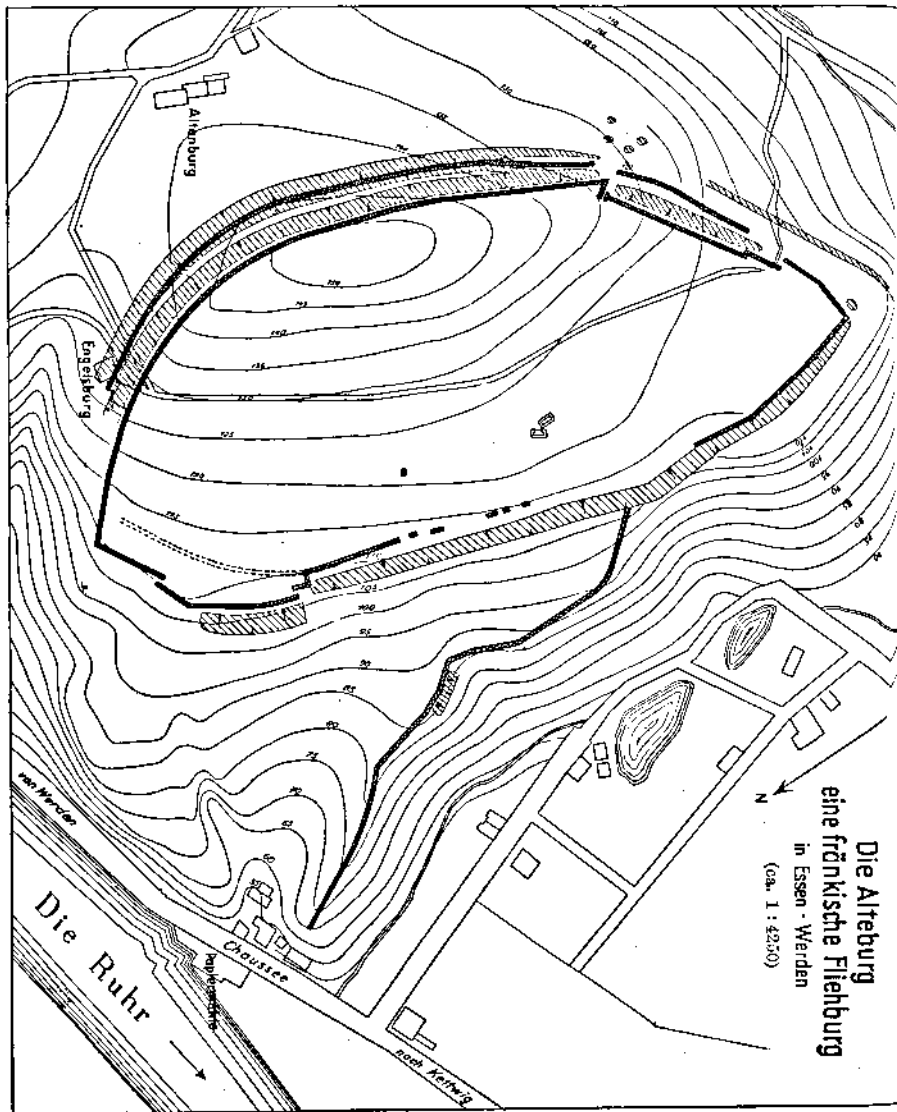
Spuren einer germanischen Siedlung fanden wir im westlichen Oberhausen nahe dem oben erwähnten Friedhof. Letzterer lieferte dann noch ein Grab aus dem 2.—3. Jahrhundert n. d. Zw. Es war ein sogenanntes „Brandgrubengrab“, d. h. der gesamte Leichenbrand zusammen mit den Scherben der dem Toten beigegebenen Gefäße, darunter römische Importware, war in eine Grube geschüttet und dann mit Erde zugedeckt. Vorläufig können wir die Oberhausener Siedlung weder den Sugamern oder Marsen, noch den Brukertern, die nach letzteren unser Land besetzten, mit Sicherheit zusprechen. Doch möchten wir sie den Marsen, das Brandgrubengrab aber den Chattuariern zurechnen, die von den Brukertern durch den Chaiswald getrennt, etwa seit der Mitte des ersten Jahrhunderts n. d. Zw. an der unteren Ruhr und Emscher gesessen haben müssen. Mehr läßt sich über die Schicksale unseres Gebietes und seiner Bewohner vorläufig nicht sagen. Wir sahen es zunächst in die Kämpfe zwischen Germanen und Römern einbezogen. Schwere Zeiten waren damals für die germanischen Bauern an Emscher und Ruhr, bis dann der Römer die Eroberung des rechtsrheinischen freien Germaniens dank dem heldenhaften Widerstand seiner Bewohner unter Arminius aufgab. Nur Händler mit römischen Importwaren zogen nunmehr noch vom Rhein her durch das Land, um dessen Produkte einzutauschen. Eine der wichtigsten Handelsstraßen war der Hellweg, jener uralte Völkerweg, der vom Rhein über Essener Gebiet nach Osten führt. Eine an ihm in Steele gefundene Römermünze zeugt wohl von seiner Benutzung zur Römerzeit.

Als dann die erstarkten Franken der römischen Herrschaft ein Ende bereitet hatten, war die Lage so beschaffen, daß die Chattuarier an der unteren Ruhr zu den Franken gehörten, ihre östlichen Nachbarn aber jenseits des Grenzwaldes, die Bruktuarier, unter fränkischem Einfluß standen. Ihre wie der Chattuarier Nachbar im Osten war der Bundesstaat des kriegerischen Sachsenvolkes. Zunächst machte dieses noch gemeinsame Sache mit den Franken bei deren Eroberungspolitik, so bei der Unterwerfung von Thüringen im Jahre 531 n. d. Zw. und dessen Aufteilung. Darnach standen die Sachsen den Franken als einziges freies germanisches Volk gegenüber. Schon im Jahre 555 kam es zu heftigen Kämpfen, und in der Folgezeit fehlte es bald nicht an kleineren und größeren Zwischenfällen gerade in unserem Grenzgebiet. Diese Plänkereien zwangen die Franken zu Schutz- und Abwehrmaßnahmen. Einmal bestanden diese in Vergeltungszügen in sächsisches Gebiet, andererseits in der Anlage einer Reihe fester Plätze im Grenzgebiet, so vor allem auf Essener Boden. Hierher gehört nach unseren Befunden in erster Linie eine große Volks- oder Fliehburg, die Werdener

Alteburg.

Wie der altüberlieferte Name sagt, ist unserer Bevölkerung das Vorhandensein dieser burgartigen Anlage von jeher bekannt gewesen; kein Wunder, denn noch heute fallen selbst dem Laien ihre wallartigen Gebilde ins Auge. Bereits im Jahre 1865 hat der Werdener Architekt Wulff eine Beschreibung derselben gegeben und zugleich versucht festzustellen, ob sie von den Römern oder Franken errichtet seien. Es ist das Verdienst des Oberstudiendirektors Dr. Körholz als Vertreter des von ihm geleiteten Werdener Geschichtsvereins, eine genauere Untersuchung zur Klärung der Frage nach dem Alter der Befestigungen durch das Ruhrland-Museum nicht nur veranlaßt, sondern auch stets durch Rat und Tat mit Hilfe seines Vereins unterstützt zu haben. Die mit größeren und kleineren Pausen in den Jahren 1921 — 1938 von uns durchgeführten Grabungen wurden der Hauptsache nach von Herrn Hauptlehrer Peter Weiler†, einem begeisterten Freunde urgeschichtlicher Forschung, überwacht. Neben ihm waren daran zeitweilig der Geologe Kurt Fiege und der Vorgeschichtler Dr. Hubert Kroll† beteiligt.

Die Alteburg (Abb. 6) liegt unterhalb des Städtchens Werden auf einer fast allseitig von mehr oder weniger steilen Talhängen umgebenen Bergkuppe des linken Ruhrufers. Im Norden war diese Kuppe vor Anlage der linksruhrischen Kunststraße vom Prallhang der Ruhr, im Westen und Süden vom Steilhang des Peperbaches und im Osten zunächst von einem Seitentälchen des letzteren und weiterhin von dem tief eingeschnittenen Teufelssiepen begrenzt. Nur eine schmale Wasserscheide zwischen Teufelssiepen und dem erwähnten Seitentälchen stellte die Verbindung mit der Hochfläche im Osten der Kuppe her. In neuerer Zeit wurde die geschilderte natürliche Begrenzung der Bergkuppe leider in mannigfacher Weise gestört, so durch die genannte Kunststraße an der Ruhr, ferner durch die große Halde und sonstige Anlagen der Zeche Pauline am Peperbachtal und endlich durch Einebnung des oberen Teiles des Teufelssiepens und Anlage verschiedener Wege, so nach der Wirtschaft Alteburg und der sogenannten Engelsburg. Der letzt erwähnte Weg führt weiter quer durch die ganze Alteburg bis in das Peperbachtal. Er hat den alten Namen „Kutschenweg“ und soll die ehemalige Poststraße von Werden nach Düsseldorf darstellen. Wir werden ihm noch weiter unten begegnen. Das Rückgrat der Bergkuppe und damit auch der höchste Teil der Alteburg wird von einer ungefähr von Norden nach Süden streichenden Sandsteinbank im Hangenden des Hauptflözes in der unteren Magerkohlenpartie gebildet. Von ihr aus dacht sich das Gelände zu einer lößbedeckten Fläche nach Osten ab, nach Westen aber in zwei eiszeitlichen Ruhr-Terrassen von 120 m



und ca. 95 m NN. Am bewaldeten Osthang des Sandsteinrückens fällt noch heute sofort ein langgestrecktes wallartiges Gebilde auf, das an der Engelsburg durch einen kleinen Steinbruch und den Kutschenweg angeschnitten bzw. gestört worden ist, sich in der entgegengesetzten Richtung aber rund 300 m verfolgen läßt. In der Nähe der Engelsburg ist der Wall von außen her verschiedentlich auf der Suche nach Sandsteinblöcken als Baumaterial in halbkreisförmigen Mulden von den Anwohnern angegraben worden. Weiterhin ist er auf kurze Strecke eingeebnet, um den Zugang zu einem Scheibenstand herzustellen, der in der Rückseite des Walles angelegt wurde und mit einem aufgemauerten halbzylindrischen Kugelfang endet. Dem Wall nun galten unsere ersten Untersuchungen. Diese bestanden zunächst in der Herstellung von Querschnitten, die weit bis hinter und vor den Wall durchgeführt wurden. Das Ergebnis war bei allen Querschnitten das gleiche, der Wall war eine „auseinandergelassene“ Mauer, wie Schuchhardt sie uns von zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Burgen beschrieben hat. Das Fundament der etwa 6 Fuß dicken Mauer reichte einen Fuß tief in den Boden, wohl der Standfestigkeit wegen.* Als Baumaterial waren Bruchsteine aus Ruhrsandstein der Magerkohlenpartie verwendet. Sie waren im Verband gesetzt und mit durch feinen Ruhrkies gemagertem Kalkmörtel aufgemauert. Kalkreste im Mörtel ließen erkennen, daß der verwendete Kalk aus dem Kohlenkalkzuge in der Velberter Gegend stammte, wo nach freundlicher Mitteilung von Herrn Dr. Körholz schon um 800 n. d. Zw. ein Kalkofen erwähnt wird. Die obere Mauerhälfte war nur im vorderen Teil aufgemauert, während die Rückseite von einer 6 Fuß hohen, wohl durch Flechtwerk verbundenen Pfostenreihe gebildet wurde. Die Pfosten standen in 3 Fuß Abstand. Zwischen ihnen und dem vorderen Mauerwerk befand sich eine Erdfüllung. Kurz gesagt, der hintere obere Mauerteil war nach Art der germanischen „Holzerde-mauern“ ausgestaltet, während die Vorderseite nach römischer Bauweise unter Verwendung von Stein und Mörtel errichtet war. Hinter der Mauer, und diese stellenweise im unteren Teil ersetzend, befand sich in ihrer ganzen Längenerstreckung eine Erdaufschüttung, deren Oberfläche als Laufgang benutzt wurde, war diese doch so fest, daß die ausgrabenden Arbeiter sie für gewachsenen Boden hielten. Aus der Masse des Schuttes vor und hinter dem bis 2 m hoch erhaltenen Stumpf der Mauer konnten wir deren ursprüngliche Höhe auf rund 20 Fuß schätzen. So muß sie einst in ihrer trotzigen

* Wir geben hier wie im folgenden die Maße in Fuß an, da die Erbauer der Befestigungen sicher nach solchen gerechnet haben. Die Abmessungen schwanken in ihrer Größe mehr oder weniger je nach den Bodenverhältnissen, der Exaktheit der Bauleute usw.

Stärke, vergleichbar mit der Schildmauer späterer mittelalterlicher Burgen, dem Angreifer fast uneinnehmbar erschienen sein. Verstärkt wurde ihre Abwehrkraft noch durch einen ihr vorgelegerten bis 30 Fuß breiten und 6 Fuß tiefen in den Felsen eingeschnittenen, meist spitzsohligen Graben, der nur durch eine 3 Fuß breite Berme vor der Mauer von dieser getrennt war. Hinter dem Mauerzug endlich war in den Berghang eine Reihe flacher halbkreisförmiger Nischen eingeschnitten, die nach Feuerresten zu urteilen einst wohl als Lagerplätze für die Verteidiger gedient haben. Die Fortführung unserer Querschnitte in das Vorgelände der geschilderten Befestigungslinie ergab das Vorhandensein einer weiteren 6 Fuß starken Mauer jenseits des Grabens. Bei dieser handelte es sich um eine Holzerdemauer ohne Erdhinterfüllung. Sie bestand aus einer vorderen und einer hinteren jeweils durch Balken und Flechtwerk verbundenen Pfostenreihe, zwischen welchen beiden sich eine Füllung von Erde und Steinen befand. Die Holzerdemauer hatte die ungefähre Höhe von 6 Fuß. Die Pfosten hatten 3 Fuß Abstand voneinander. Wir fanden sie in verkohltem Zustand vor und unter der zerflossenen Holzerdemauer. Vor dieser lag dann noch ein äußerer Spitzgraben, breit und tief wie der innere Graben. Der Abstand beider Gräben betrug 20 Fuß an der Engelsburg wie auch im Süden, wo beide endeten, während er in der Mitte ihres Zuges bis auf 40 Fuß anstieg. Mit den Gräben endete auch die Holzerdemauer im Süden, während die innere Mauer in scharfem Winkel umbog nach dem Burginneren zu. Derartiges Verhalten von Mauern und Gräben weist bei vorgeschichtlichen Burgen stets auf das Vorhandensein eines Tores hin. Tatsächlich konnten wir auch an genannter Stelle ein solches Tor ausgraben (Tafel III, 2). Seine Mauern waren noch etwa 60 cm hoch erhalten. Die rechte Torwange war gegenüber der linken 24 Fuß vorgezogen. Auf ihrer Rückseite fehlte die Erdschüttung. Statt ihrer muß hier ein Pfostenbau, vielleicht für die Torwache, bestanden haben. Die linke Torwange war von der Mauer aus gemessen nur 3 Fuß lang. Die enge 3 Fuß breite Torkammer war 20 Fuß lang und endete mit einer Steinstufe, welche zugleich als Anschlag für eine sich nach außen, also in das Torinnere öffnende Tür diente. Befestigt war diese an einem starken Holzbalken, der seinerseits in einer entsprechenden Aussparung der rechten Torwange Halt fand. Letztere war mit einem soliden Bankett bis an die Schwelle der Torkammer ausgestattet, um ihr auf dem abschüssigen Gelände besseren Halt zu geben. Hinter dem Tor zeigten sich noch Reste eines Steinpflasters. Das Tor muß einst abgerutscht sein. Eine senkrechte Fuge in der Mauer wenige Meter vor dem Tor deutet darauf hin, daß von hier an damals das Tor erneuert wurde. Es scheint auch zugleich die Mauer, welche an der linken Torwange

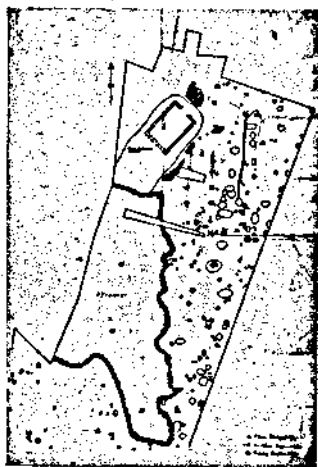
TAFEL III



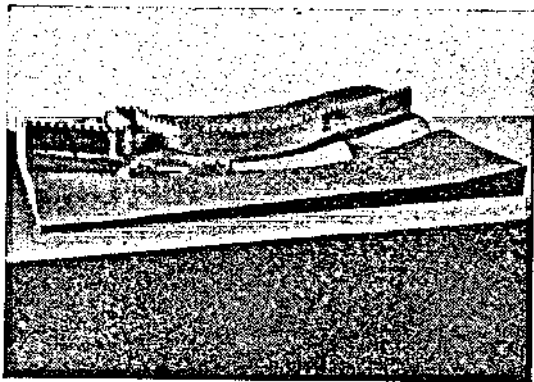
⊙ Kleines in den Boden eingetiefles Haus in der Alteburg



⊙ „Steintor“ der Alteburg (von innen gesehen)

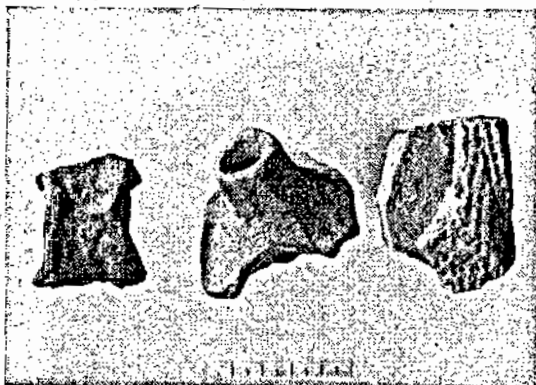


⊙ Lageplan des Gehöftes in der Alteburg

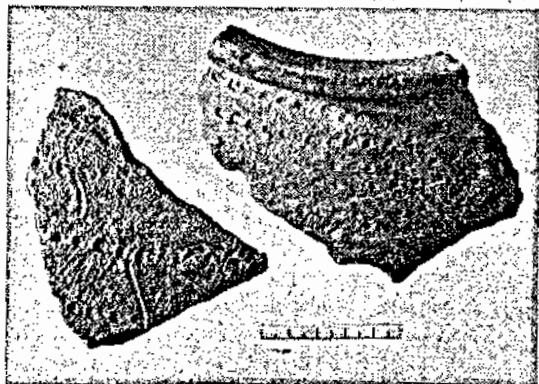


⊙ Körperbild des Tores der Fränkischen Herrenburg auf dem Pastorsberg in Essen-Werden

TAFEL IV



①
Karolingische Scherben
aus der Alteburg



②
Karolingische Scherben
aus der Alteburg



③
Hausfundament in der
karolingischen Burg
der Vryburg

wieder ansetzt, zu Bruch gegangen zu sein. Wir konnten feststellen, daß man die neue Mauer der größeren Standsicherheit wegen nunmehr mit 6 Fuß breiter Berme ausgestattet hatte. Am ganzen rund 84 m langen, steilen Hang war die Fundamentgrube der abgestürzten Mauer in Schnitten noch nachweisbar. Ja, am Ende des Hanges konnte die Flickstelle der neuen an die alte Mauer ergraben werden. Die neue Mauer war in ihrer ganzen Stärke von 6 Fuß in Bruchsteinen mit Mörtel aufgemauert bis zu einer Höhe von 8 Fuß über der Berme. Von dieser Höhe aus folgte dann im rückwärtigen Teil wieder die gleiche von Pfosten und Flechtwerk gehaltene, 6 Fuß hohe Erdfüllung, während der vordere gemauerte Teil noch 6 Fuß höher gezogen war. Hinter der Mauer aber fehlte die starke Erdhinterfüllung mit ihrem Laufgang nicht, wie wir sie bereits bei der älteren Mauer vorfanden. Auf dem Laufgang lagen die verkohlten Pfosten der hinteren Mauerfüllung. Endete der innere Graben etwa 20 Fuß vor der rechten Torwange, so setzte er in gleicher Entfernung von der linken wieder mit steilem Abschluß ein. Vor ihm aber lag die Holzerdemauer, die stellenweise aus übereinandergelegten Bruchsteinen bestand. An ihrer Front konnten wir im Mauerschutt, der übrigens in ihrem ganzen Zuge durch Brand gerötet war, nicht nur mit je 3 Fuß Abstand die verkohlten Pfosten der Vorderseite feststellen, sondern sahen dazu auch noch, daß Längsbalken vorhanden gewesen waren, die allem Anschein nach die Pfostenköpfe zusammengehalten hatten. Der Außengraben aber war nicht fortgeführt, wohl deswegen, weil der Steilhang ihn hier überflüssig machte. Wohl aber lag vor der Holzerdemauer der linken Torseite an Stelle des Grabens eine Art Wolfsgrube von 20 Fuß Länge und 14 Fuß Breite, der nach außen hin rechts und links des Zugangsweges zum Tor noch je 2 weitere etwa gleichgroße Gruben vorgelagert waren. Tore sind schwache Punkte in einer Befestigungslinie und daher in erster Linie das Ziel eines etwaigen feindlichen Angriffes. Kein Wunder daher, daß man es dem Gegner möglichst schwer zu machen suchte, sich dem Tor zu nähern und es anzugreifen. Das ist auch bei unserem Tor wie bei allen noch im Laufe unserer nachfolgenden Ausführungen vorkommenden Toren der Fall. Ein Angreifer, der über die schmale Wasserscheide zwischen dem Teufelssiepen und dem Tälchen vor der Wirtschaft Alteburg als dem bequemsten Annäherungsweg kam, mußte erst eine weite Strecke mit der nicht durch den Schild gedeckten rechten Seite an der Befestigungslinie entlang ziehen, bevor er das Tor erreichte. Hier aber hatte er bergan zu kämpfen. Dazu engten Wolfsgruben und die Erdbrücke zwischen den Gräben den Zugang immer mehr ein, so daß der Angreifer schließlich nur in sehr schmaler Front vor dem Tore stand. Hier mußte er wieder ungedeckt an

der rechten vorgezogenen Torwange entlang vorgehen. In der engen nur einem Mann Durchlaß gewährenden Torkammer konnte er sicherlich durch eine Öffnung von oben her bekämpft werden. Zudem bot die schwere sich zu ihm hin öffnende Holztür ein weiteres schwierig zu überwindendes Hindernis. Zahlreiche handliche Sandsteinwürfel, die vor dem Tor lagen, sind vielleicht bei einem Angriff verwandt worden. Unser Tor, es war nur ein Neben- oder Schlupftor (wir nannten es das Steintor), war also recht gut gesichert. Letzteres dürfen wir auch für das Haupttor annehmen, welches an der Stelle lag, da der Kutschenweg später den Mauerczug am Hange nach dem Peperbache zu kreuzte. Wieder endeten hier vorgelagerter Graben und Holzerdemauer, wieder zeigte die Mauer selbst ein deutliches Verspringen links und rechts des Tores. Das Tor selbst war leider durch den Kutschenweg so zerstört, daß wir seine genauere Konstruktion nicht mehr festzustellen vermochten. Mächtige verkohlte Balkenreste gaben aber beredtes Zeugnis von der einstigen Stärke des Haupttores. Der Zugang erfolgte auf der Fortsetzung des Weges, von dem aus sich der Zugangsweg nach dem Steintor abzweigte, also am Hange unterhalb der Wolfsgruben immer wieder für den Gegner ohne Deckung gegen die rechts gelegene Befestigungslinie. Links des Zugangsweges setzte zudem ein neuer Graben ein, der sich nun vor der Mauer in einer Entfernung von 40 Fuß bis 90 Fuß dort, wo er auf der Höhe nach dem Peperbache zu endete, hinzog. Außer der Steinmauer und diesem Graben konnten wir hier keine weiteren Befestigungselemente erkennen. Wohl aber lag auf der eben erwähnten Höhe, wo die Steinmauer endete, vor dieser in 24 Fuß Entfernung eine Wolfsgrube von der Größe der bereits früher beschriebenen. Wieder standen wir vor den Resten eines kleinen Tores, ähnlich dem Steintor, aber wohl einfacher gebaut unter Verwendung von Holz, das wir verkohlt in starken Spuren vorfanden, ohne den Bau des Törchens genauer klären zu können. Hinter dem Holztor, wie wir es nannten, bog die Mauer rechtwinklig um und zog nun oben am Talhang in Form einer Holzerdemauer bis an den Steilhang an der Ruhr weiter, vom Holztor aus begleitet von einem sich ständig vertiefenden Graben, der schließlich dort, wo eine breite Rinne den Hang nach dem Peperbach zu hinabzieht, den Zug der Holzerdemauer schneidet und in fast nördlicher Richtung weiterläuft. Die Holzerdemauer zeigte in ihrem ganzen Verlauf starke Brandspuren in Form verkohlter Pfostenreste und feuerverbrannten Bodens. Der ihr teilweise vorgelagerte Spitzgraben ist erst nach ihrer Zerstörung angelegt und gehört einer jüngeren Befestigungslinie an, wie wir gleich sehen werden. Zunächst ist noch zu erwähnen, daß sich in der zerstörten Holzerdemauer noch ein weiteres Törchen fand, durch welches

ein Pfad nach dem Peperbache hinunterführte, wie heute noch. Vor der linken Torwange lag eine Wolfsgrube, aus der wir einige Scherben bargen, deren Alter leider bisher nicht festgestellt werden konnte. Auch zwischen der Holzerdemauer und dem jüngeren Spitzgraben wurde an verschiedenen Stellen, vielleicht an alten Lagerplätzen, neben Scherbenmaterial, das nun sicher als karolingisch erkannt wurde, Bruchstücke von Mahlsteinen aus Eifel-Lava geborgen. Sehr viel karolingisches Scherbenmaterial aus dem 9. Jahrhundert kam hinter dem Ende des jungen Spitzgrabens zum Vorschein. Besonders häufig und kennzeichnend waren graue, schwarze und rötliche Scherben von gutem Brand und mit regelmäßig in Reihen angeordneten Vertiefungen von meist quadratischer Form (Tafel IV, 1 u. 2). Man bezeichnet diese als Rädchenverzierung, weil sie in den Ton mittels der Zähne kleiner Holzrädchen eingedrückt wurde. Diese Rädchenverzierung ist seit der Römerzeit bekannt und wurde von den Franken sehr häufig verwendet. Unsere Scherben lagen auf den spärlichen Fundamentresten der rechten Wange eines Tores. Das Tor war also schon zur Zeit Karls des Großen zerstört. Wir taufte es das „Wasser-Tor“, weil von hier nach dem Peperbach wie nach der Ruhr Wege gingen. Seine linke Torwange ist in etwa 50 cm Höhe erhalten. Ein von der Engelsburg her kommender Fußpfad führt noch heute durch das Tor. Auffällig breit ist die Berme gestaltet. Sie mißt 30 Fuß und ist durch angeschüttetes Material gegenüber dem äußeren Grabenrand stark überhöht. Nach freundlicher Mitteilung von Herrn Geheimrat Prof. Dr. Schuchhardt soll diese als „griechische Berme“ bekannte Ausbildungsform der Fläche zwischen Mauer und Graben als erste Verteidigungslinie gedient haben. Die Mauer selbst war 6 Fuß stark, aus Ruhrsandsteinen mit durch Ruhrkies gemagertem Mörtel aufgemauert und besaß auf ihrer Rückseite keine Erdfüllung, sondern an ihrem Fuße einen Plattenbelag. Sie ließ sich nach dem Holztor zurück in geschlossenem Zuge nur etwa 50 m weit verfolgen. Dann folgten in verschiedenen Abständen untereinander 5 größere und kleinere Mauerstücke, die mit senkrechten Flächen endeten. Wir glauben annehmen zu dürfen, daß hier die Mauer in der Weise fortgeführt wurde, daß man zugleich an 5 verschiedenen Stellen an ihr baute. Bei Untersuchung der Amöneburg* hat man später die durch solche Bauweise bedingten senkrechten Mauerfugen festgestellt. Durch irgendein Ereignis ist offenbar die Fortführung des Mauerbaus verhindert worden, während die breite Berme bereits bis nach der Stelle weitergeführt war, wo der Graben die Holzerdemauer kreuzt. Die an dieser Stelle befindliche breite Rinne am Talhang war in mehreren 6 bzw.

* Die Amöneburg zwischen Marburg und Kassel; vgl. Schuchhardt: Vorgeschichte von Deutschland. 3. Aufl. München, Berlin 1935, S. 203.

8 Fuß breiten schottergepflasterten Absätzen überquert. Der vor der linken Torwange wieder einsetzende Graben nebst seiner Berme konnte nur noch 60 m weit festgestellt werden, erreichte also den Teufelssiepen nicht. Die zugehörige Mauer dagegen war fast bis an den Siepen durchgezogen. Sie besaß 90 m vom Wassertor entfernt ein kleines Tor, das durch Übergreifen der rechten Torwange über die linke gebildet war und bei einer Breite von etwa 3 Fuß eine Torkammer von 10 Fuß Länge besaß. Ein teilweise gepflasterter, teilweise hohlwegartiger Pfad führte vom Törchen hinunter nach der Mündung des Teufelssiepens in die Ruhr, von wo aus stromaufwärts, nicht aber stromabwärts ein Weiterkommen in der Talaue möglich war. Im Tor fand sich ein altertümliches spatenähnliches Gerät aus Eisen (Abb 7a). 40 m vom Tor entfernt bog die Mauer im Garten der Engelsburg fast senkrecht un und verlief dann in Längsrichtung des Gartens weiter. Durch die Engelsburg und den Kutschenweg ist sie dann zerstört worden bis zu der Stelle, wo vor ihr die 2 Gräben und die Holzerdmauer beginnen, wie wir sie eingangs beschrieben haben.

Nach Feststellung des Befestigungsgürtels wandten wir uns der Untersuchung des Burginneren zu. Wohnbauten waren hier vor allem auf der oberen Terrassenfläche westlich des Bergrückens und zwar im südlichen, besonders ebenen Teil zu erwarten. Ein großer Suchgraben bestätigte die Richtigkeit dieser Annahme, stießen wir in ihm doch auf ein kleines Haus und weiterhin auf ein Gehöft mit mehreren Bauten (Tafel III, 3). Unter diesen ist besonders bemerkenswert ein unterkellertes Haus. Die Kellermauer war einen Fuß stark und umschloß eine Fläche von 12 mal 18 Fuß. In ihrer einen, nach NO gelegenen Schmalseite zeigte sie in der Mitte eine 4 Fuß breite Unterbrechung, die wohl den Zugang zum Keller ermöglichte. Je 12 Fuß vor den Gebäudeecken genannter Schmalseite beobachteten wir eine kreisrunde, 3 Fuß tiefe Grube, die wir als Pfostenloch ansprechen mußten. In den Gruben standen noch die zum Festkleben der Pfosten verwendeten Steine. Aus der Tiefe der Pfostenlöcher schätzen wir die Höhe der zugehörigen Pfosten auf 12 bis 15 Fuß. Entsprechend hoch ist dann auch wohl das Haus gewesen, d. h. es muß über dem Kellerraum noch ein Stockwerk besessen haben. Wäre letzteres aus Stein aufgebaut gewesen, so würden wir bei unserer Grabung sicher größere Reste davon im Keller wie in dessen Umgebung gefunden haben. Da dies nicht der Fall war, nehmen wir an, daß das Stockwerk in Fachwerk ähnlich wie bei heutigen Bauernhäusern hochgezogen war. Das Dach war wohl mit Stroh gedeckt. Der Raum zwischen dem Haus und den zwei Pfosten war durch eine Art Schotterpflaster befestigt, wie es in ländlichen Gegenden noch heute zur besseren Gangbarmachung des Bodens Anwendung findet. Dieses Pflaster zog sich um das ganze Haus herum

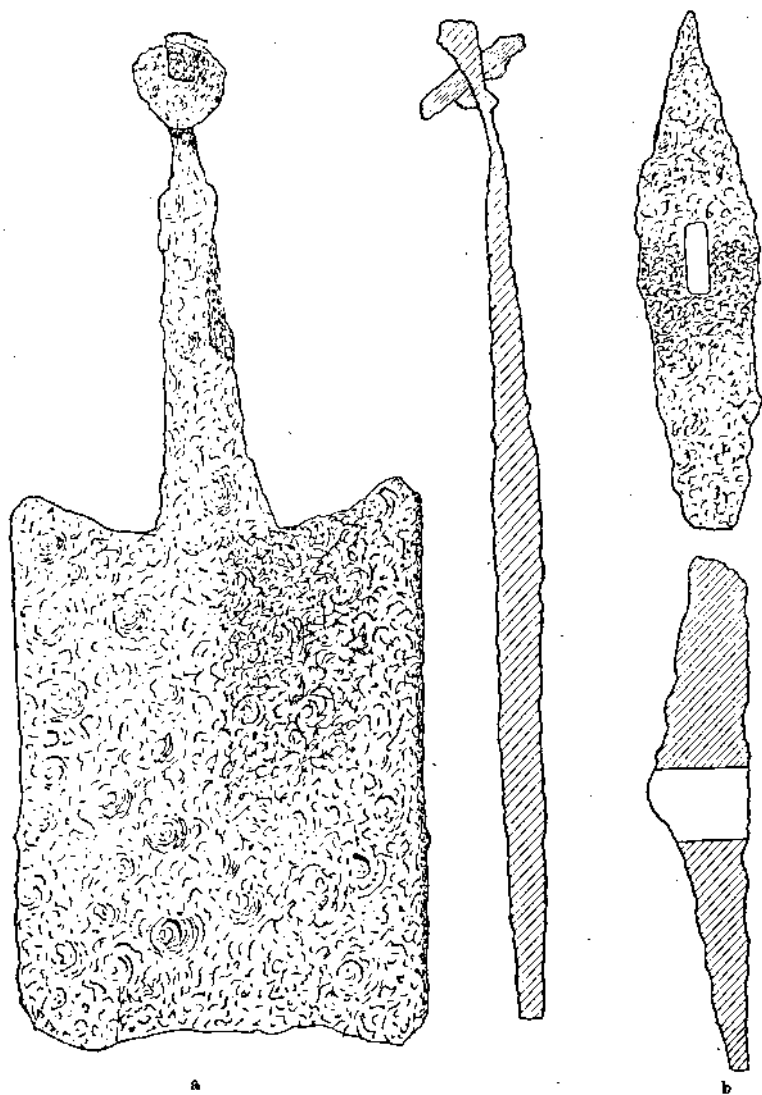


Abb. 7. Eisengeräte aus der Alteburg.
a) Spatenähnliches Gerät (nat. Größe), b) Hammer (nat. Größe)

und ließ sich in südlicher Richtung noch 40 m weit verfolgen. Wahrscheinlich reichte es noch weiter als unser Grabungsgelände. Jedenfalls bedeckte es einen Hofraum von mindestens 300 Quadratmeter. Im Süden des Hofes hatte es dann deutliche Richtung nach dem Haupttor der Altburg zu. Offenbar war hier von außen her die Anfahrt zum Hofe. Dieser war nun noch bedeutend größer als der gepflasterte Teil, denn im Süden desselben wie im Osten kamen noch zahlreiche Pfostenlöcher zum Vorschein. Eine Gruppe derselben ließ mit aller Deutlichkeit den Grundriß eines Hauses erkennen, das fast genau die gleichen Ausmessungen ergab wie das unterkellerte Haus. Quadratisch ausgehobene Pfostenlöcher deuteten auf die Verwendung etwa einen Fuß starker Pfosten von quadratischem Querschnitt hin. Einige der Pfostenlöcher an der nördlichen Schmalseite des Hauses zeigten Brandspuren in Form von Holzkohle und gerötetem Boden. War das unterkellerte Haus in NO-SW-Richtung erbaut, so hatte unser Pfostenhaus genaue NS-Richtung. Der Pfostenabstand betrug an der nördlichen Schmalseite 5 Fuß, an den Längsseiten durchschnittlich 6 Fuß. Bei diesem Pfostenabstand ist wohl kein verbindendes Flechtwerk vorhanden gewesen. Wir beobachteten weder Reste davon noch Hüttenlehm, wie er sich sonst bei abgebrannten Häusern der Vorzeit findet. Wir nehmen an, daß die Pfosten durch in diese eingelassene Bohlen verbunden waren, kurz, daß ein Bohlenständerhaus vorlag, wenn auch kein Schwellenlager mehr nachweisbar war. Der Hauseingang lag im Süden. Er führte in eine Art Vorraum und zeigte noch Spuren einer Schotterpflasterung. Ein Herd lag vielleicht in der Nordost-Ecke, wo sich ja auch die Brandspuren in den Pfostenlöchern gezeigt hatten. Die sonstigen Pfostenlöcher in dem Gehöft konnten nicht zu geschlossenen Grundrissen von Baulichkeiten vereinigt werden. Teils standen diese Pfosten einzeln, teils mögen sie zu Zäunen verbunden gewesen sein. Im gepflasterten wie in dem ungepflasterten Hofteil fand sich eine Reihe karolingischer Scherben, ähnlich denen über dem zerstörten Wassertor. Unser Gehöft war demnach karolingisch und jünger als die bei seiner Einrichtung schon aufgegebene Altburg. Unser oben erwähnter großer Suchgraben ergab, wie oben erwähnt, 75 m nördlich des unterkellerten Hauses noch ein kleineres in den Boden eingetieftes Haus, das NO-SW-Richtung hatte (Tafel III, 1). Seine Ausmessungen sind leider verlorengegangen. Nach unserer Erinnerung betragen sie 6 bzw. 8 Fuß. Der Boden war mit gelegten Platten von Sandstein ausgestattet. Auf ihm war in der Ostecke ebenfalls aus Sandsteinplatten eine Herdfläche von 2 zu 2 Fuß im Quadrat aufgebaut. Neben dem Herd lag eine Art eiserner Fingerring und ein Pferde Zahn. Gegenüber dem Herde war an der anderen Schmalseite eine Bank aus dem anstehenden Lehm vorhanden, die nach dem Hausinnern zu durch

eine primitive kleine Steinmauer von etwa 2 Fuß Höhe Halt erhielt. Hinter dieser Bank wurde ein kleiner Hammer mit senkrechter Schneide gefunden, wie er zur Steinbearbeitung wohl geeignet war (Abb. 7b). Pfostenlöcher in den Ecken und an den Seiten lassen vermuten, daß das Häuschen noch ein Stück über den Boden hochgeführt war, vielleicht auch als Bohlenständerhaus. Sein mit Steinplatten belegter Boden war mit einer dicken Schicht von Holzkohle- und Lehmlagen bedeckt, ein Zeichen für längere Benutzung des Hauses. Vielleicht wohnte hier einst ein Knecht des karolingischen Gehöftes.

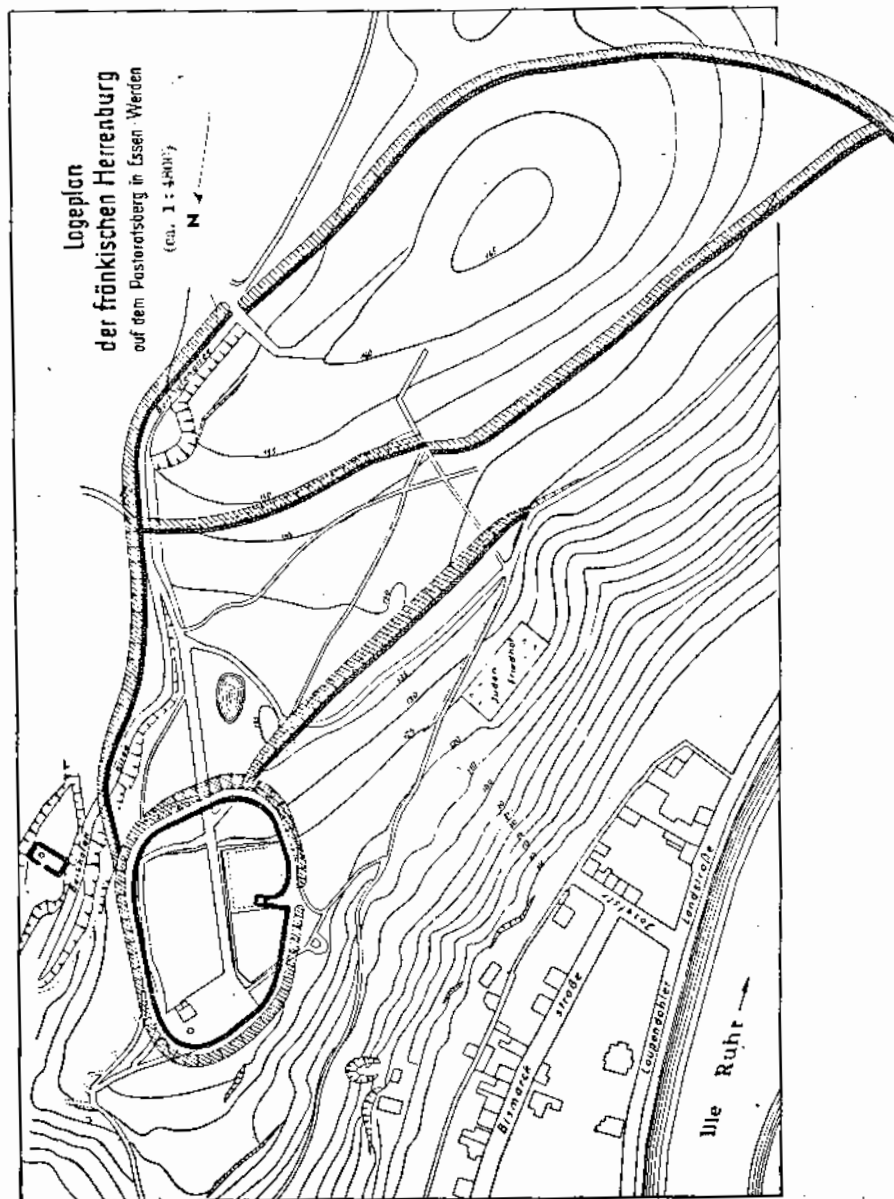
Soviel über unsere Grabungen an und in der Alteburg. Dreierlei Arten des Mauerbaus und der zugehörigen Berme hatten wir festgestellt außer der Holzdermauer: **E r s t e n s**, eine Mauer aus Bruchsteinen mit Mörtel hochgezogen, im hinteren Teil teilweise unten auf eine Erdschüttung aufgesetzt, die hinter der Mauer einen Laufgang trug und Holzpfosten hielt, welche ihrerseits wieder, durch Flechtwerk verbunden, einer den oberen hinteren Teil der Mauer bildenden Erdfüllung Halt gaben, vor der Mauer eine 3 Fuß breite Berme. **Z w e i t e n s**, Bruchsteinmauern gleich der ersteren, nur im unteren Teil ganz aus Stein gebaut, auf der Rückseite mit der Erdhinterfüllung, auf der Vorderseite eine Berme von 6 Fuß Breite. **D r i t t e n s**, Mauern völlig aus Stein gebaut, statt der Erdhinterfüllung ein Steinpflaster und vor der Mauer eine 30 Fuß breite Berme, die durch Anschüttung stark gegenüber dem äußeren Rand des begleitenden Spitzgrabens erhöht war. Zahlreiche Brandspuren an dem ganzen Zuge der Holzdermauer wie an den Pfosten der Mauerrückseite von Typ 1 und 2 deuten neben den Wurfgeschossen vor dem Steintor auf eine Zerstörung der Volksburg hin zu einer Zeit, da man sie durch den unvollendeten Bau der Mauer vom Typ 3 nach der Ruhrseite besser schützen und den zu verteidigenden Mauerring verkürzen wollte. Der hiernach umschlossene Raum betrug nur 6 ha, der Umfang 1100 m gegenüber 12 ha und 1400 m Umfang der größeren Anlage. Die Burg war zweifellos zur Aufnahme größerer Volksmassen mit ihrer beweglichen Habe in Kriegszeiten bestimmt, also eine echte Volks- oder Fliehburg. Sippenweise wird an ihr gebaut sein, sippenweise werden die Verteidiger die Mauern besetzt gehalten haben bei der Abwehr feindlicher Angriffe. Alles war getan, um den Gegner in eine möglichst ungeschützte und auch sonst ungünstige Lage zu bringen, so vor allem durch die Führung der Zugangswege und die ganz vom Zugang abgewandte Lage des Haupttores am Steilhang des Peperbaches. Zudem konnte der Angreifer hier vom höhergelegenen Steintor und Holztor in die Zange genommen werden. Und doch wurde die Burg genommen v o r der Zeit Karls des Großen, wie die Scherbenfunde ü b e r dem zerstörten Wassertor zeigten.

Noch zur Karolingerzeit entstand dann in der aufgegebenen Burg das fränkische Gehöft.

Außer der Altburg liegt auf dem Bergrücken vom Teufelssiepen bis nach dem Pastoratsberge einschließlich eine zweite frühgeschichtliche Burg von anderer Bauart als die Volksburg. Sie besteht aus einem etwas über 1 ha fassenden Kernwerk mit 3 vorgelagerten Vorwerken von ungefähr 1 bzw. 6 und 7 ha Größe. Um schloß sie mit den Vorwerken also auch ungefähr denselben Raum wie die Altburg, so ist sie doch keine Volksburg gewesen, denn nur das Kernwerk war stark befestigt (Abb. 8). Hier saß ein Großer im Volke, ein Gaugraf, wie wir glauben, also ein Herr. Wir taufte daher die Anlage:

Herrenburg.

Auch sie ist durch ihre Lage schon bestens geschützt gewesen. Die steilen Hänge des Teufelssiepens und anschließend die des Ruhrtales wie die des Pastoratsberg umfließenden Bornbaches mußten jeden Angreifer schrecken. Nur die Strecke zwischen dem oberen Bornbach und dem Teufelssiepen bot kein natürliches Hindernis. Doch wirkte der dahinter von N nach S streichende hohe Sandsteinerücken, übrigens der gleiche Sandstein wie im Altburgbergrücken, früher Honsnocken genannt, fast wie ein Wall. Vor ihm her zog sich auf der linken Talseite des Bornbaches etwa von der Clemenskirche aus eine der uns bekannten Holzerdemauern mit vorgelagertem Spitzgraben bis nach dem Teufelssiepen, leider durch jüngere, ja allerjüngste Wegebauten weitgehend zerstört. Ein Tor muß dort gelegen haben, wo der Weg aus dem Bornthal nach dem Aussichtsturm abzweigt. Die zweite feste Linie lag hinter dem Honsnocken. Wir haben sie der Bewaldung des Gebietes wegen nicht ergraben können. Doch ist gerade ihr Zug, sogar mit dem für das Vorhandensein eines Tores so charakteristischen Vorspringen der Befestigungslinie, aus einem sonst durch nichts erklärbaren sehr schmalen Grundstücksstreifen aus einer alten Gemarkungsurkarte von 1822 herauszulesen. Sicherlich lag auch hier eine Holzerdemauer mit vorgelagertem Spitzgraben vor. Sie verlief fast eben vom oberen Bornbach bis nach dem Teufelssiepen. Die dritte Vorwerksmauer, wieder eine Holzerdemauer mit Spitzgraben, dieser zum großen Teil in den Felsen eingetieft, setzte 240 m vom Kernwerk entfernt mit einem Tor am Steilhang der Ruhr ein und endete vor dem Graben des Kernwerks. Auch dieser war ein in den Felsen eingeschnittener Spitzgraben von der Größe der Altburggräben, der nun zwei 27 m voneinander entfernte Erdbrücken nach dem Steilhang der Ruhr zu aufwies. Er scheint noch eine Holzerdemauer am Außenrande besessen zu haben. Darauf deutet vielleicht eine noch stellenweise vorhandene wallartige Erhöhung hin. Der Weg führte vom Tor des 3. Vorwerks durch dieses mit ge-



ringem Gefälle nach den zwei Erdbrücken (Tafel III, 4). Die kleinere derselben war 6 Fuß breit und besaß an der Basis ein Loch als Durchlaß für das Wasser, welches an dem abschüssigen Gelände sonst den Graben ganz gefüllt und endlich die Erdbrücke überflutet haben würde. Die in ebenerem Gelände gelegene große Erdbrücke war 40 Fuß breit und maß senkrecht dazu 20 Fuß. An ihrer Außenseite waren Pfostenlöcher mit Steinen zum Festkeilen der Pfosten nachweisbar sowohl im Lößboden wie im anstehenden Schiefer daneben. Die Pfosten scheinen eine zeitweilig notwendig gewordene Absperrung der großen Brücke durch eine Holzerdemauer anzuzeigen. Der Zugang zu dem hinter der großen Erdbrücke liegenden einzigen Tor des Kernwerks war damit nur noch über die kleine Erdbrücke und die vor der Mauer liegende 6 Fuß breite Berme möglich. Ein Angreifer, der etwa bis zu dieser Stelle vorgedrungen war, mußte, um an das Tor zu gelangen, noch 27 m ungedeckt an der Mauer längs laufen. Diese war 6 Fuß stark und bestand aus Ruhrsandstein. Die Bruchsteine waren wie bei der Altburg im Verband gesetzt und mit Mörtel aufgemauert, der mit feinem Ruhrkies gemagert war. Die Außenkante der Berme zeigte an der kleinen Brücke eine Befestigung durch Sandsteinplatten. Hinter der Mauer befand sich eine mächtige Erdfüllung; jedoch nur an der besonders exponierten Südseite, soweit wir feststellen konnten, also auch hier eine Art Schildmauer von besonderer Stärke. Das unmittelbar hinter der großen Brücke liegende Tor zeigte eine ganz besondere Konstruktion. Ähnlich dem Einschlupf einer Reuse erstreckte es sich mit leichter Krümmung 21 m weit in das Burginnere. An der rechten Torwange bog die Mauer in gleichmäßiger Rundung nach innen. An der linken Torwange war der Zusammenhang mit der Mauer nicht mehr feststellbar. Doch möchten wir annehmen, daß das Einschwenken hier fast rechtwinklig war. Ansonst würde das den Zugang sperrende Holztor hier an der Mündung des Torschlauches zu breit geworden sein. Wir fanden an der rechten Torwange den ausgehöhlten Stein, in welchem sich der rechte Flügel des wohl zweiflügeligen Tores einst drehte. Am Ende des Torschlauches befand sich eine nach außen und innen durch Holztore schließbare Torkammer, über die vielleicht einst ein kleiner Turmaufbau emporragte. Am Eingang zur Torkammer befand sich ein Plattenpflaster aus Sandstein, 9 Fuß breit und 4 Fuß tief. Die Torkammer selbst hatte die lichten Maße 12 mal 12 Fuß. Ihre zwei Tore scheinen in Aussparungen der beiden Kammerseiten einklappbar gewesen zu sein, so freien Durchlaß gewährend. Hinter der rechten Torwange lagen noch Reste eines dem Mauerzuge folgenden Pflasters. Grabungen im Inneren des Kernwerks ergaben im Südostteil ein Pfostenhaus, dessen Maße leider nicht mehr angebbar sind, da die Unterlagen vernichtet wurden. Sonst fanden sich noch im Nordost-

teil verschiedene Fundamente und ein Teich des Bauernhofes aus jüngster Zeit. Der älteste Zugang zu diesem Hof erfolgte in einem Hohlweg am linken Hang des Borntales, der in den innersten Burggraben mündete und von diesem aus durch die zerstörte Mauer in das Burginnere ging. Im Felsen waren noch die alten Wagenspuren nachweisbar. Durch diese Wallücke führte auch eine aus Sandsteinplatten gebaute Wasserleitung in die Burg nach einem Brunnenhaus, von wo das Wasser nach dem oben erwähnten Teich weitergeleitet wurde. Das 1710/11 erbaute Pastoratsgebäude steht mit seiner Außenmauer auf der Burgmauer. Erwähnt sei endlich noch die Auffindung eines Kalkofens altertümlichen Baus südlich der Schildmauer im 2. Vorwerk. Möglicherweise wurde hier der Kalk für den Bau der Burg gebrannt. Zeitweisende Scherben oder sonstige Kleinfunde wurden außer einigen karolingischen Scherben im äußeren Vorwerk nahe dem Tor nicht gemacht. Doch besteht kein Zweifel darüber, daß die Herrenburg, wie wir sie ergruben, zur Zeit der Alteburg gebaut wurde, und zwar, wie wir aus der Bauart von Mauer und Berme glauben schließen zu dürfen, etwa zur Zeit, da Typ 2 der Alteburg gebräuchlich war. Nichts aber deutet darauf hin, daß die Herrenburg das Schicksal der Alteburg teilte, als diese vom Feind überrannt wurde.

Wir haben weiter oben schon gesagt, daß die Alteburg zum Schutz gegen die Sachseneinfälle errichtet sei. Sie könnte in ihren Anfängen bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts zurückreichen, als heftige Kämpfe zwischen Franken und Sachsen begannen. Die im Laufe der Jahre gelegentlich stellenweise zu Bruch gegangene Mauer wurde neu gebaut. Zugleich entstand auf dem Pastoratsberg ein feste Burg, der Sitz des Gaugrafen, und endlich wurde, wie wir glauben annehmen zu dürfen, unter Pipin von Heristal, mit dem Neubau eines Mauerzuges begonnen, der durch den Einbruch der Sachsen in den Hattuariergau und die Einnahme der Alteburg unvollendet blieb. Das war im Jahre 715, dem ersten Jahr der Herrschaft des Majordomus Karl Martell. Ganz nüchtern meldet darüber die Chronik: „Saxones devastaverunt terram Hatuariorum.“ Damals wurde auch wohl die große Brücke der Herrenburg durch die Holzermauer gesperrt. Karl Martell und sein Nachfolger Pipin haben dann den Kampf immer wieder in das Sachsenland getragen*, bis dieses schließlich in konsequenter

* Herrn Archivrat Jahn verdanke ich die nachfolgende Zusammenstellung diesbezüglicher Auszüge aus alten Quellen:

715 Saxones devastaverunt terram Hatuariorum.

Ann. Tiliani ad a. 715. Cf. Ann. S. Amandi, Ann. Petav.
Mon. Germ. SS. I. 6

718 Karolus primum pugnavit in Saxonia. Ann. Til.

vastavit Karolus Saxonia plaga magna. Ann. S. Amandi, Naz. Mos.
usque Viseram. Ann. Pet.

Fortführung der alten fränkischen Expansionspolitik durch Karl den Großen in 30-jährigen Kämpfen unterworfen wurde. Die Alteburg lag damals schon fast ein Jahrhundert lang als überflüssig aufgegeben da, vielleicht z. T. von Wald bedeckt. Ob die Herrenburg noch bestand, ist nicht feststellbar. Weder sie noch die Alteburg werden in den Urkunden aus der Zeit Karls des Großen erwähnt. Nur den Namen Borgbeci für den Peperbach finden wir darin. Die Bezeichnung Burgbach ist noch erhalten in dem Namen des in der Verbreiterung seines Tales liegenden Hofes Preutenborbeck. Die Diapanbeci (= Tiefenbach) der Urkunden aber ist sicherlich der einst klammartig enge Bornbach, der um den Pastorsberg herum in die Ruhr mündete, während der Teufelssiepen als Bach ohne Namen aufgeführt wird. Das Gebiet der Herrenburg wird der Widuberg der Urkunden gewesen sein. Noch auf einem spätmittelalterlichen Werdener Städtebild ist dieser Name oberhalb des Pastorsberges eingetragen. Da in den Urkunden um 800 von einer Rodung Widuberg gesprochen wird, muß man annehmen, daß damals auch die Herrenburg zum mindesten nicht mehr in alter Größe bestanden hat. Daß zu jener Zeit in der Alteburg das von uns ergrabene Gehöft entstand, sei daneben nochmals betont. Nachstehend geben wir die uns freundlichst von Herrn Dr. Körholz aus dem Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins von Lacomblet ausgezogenen Urkunden nebst unseren Erläuterungen soweit wieder, wie es zum Verständnis des Vorgesagten erforderlich ist:

L a c. 1/12: 14. Februar 799. — *id est rothum illum, quod dicitur Uuiduberg. Hoc rothum a supradicto nobili Franco Theganbaldo ego Folcbrat comparavi et aliquantos annos possedi et in eo laboravi quod potui.*

Das Widuberggelände war also gerodet und einst aus dem Besitz des fränkischen Edlen Theganbald in den von Folcbrat übergegangen.

-
- terra usque Weseram fluvium incendiis, rapinis, interfectionibus attrita est. Gest. Abb. Font.
- 720 Karolus habuit bellum contra Saxones. Ann. Til., Amandi.
- 729 voluit Karlus pergere in Saxonia. Ann. Til.
- 738 Karlus intravit in Saxonia. Ann. Naz. Mosell. Alam.
 Karolus dux, commoto exercitu Francorum in loco, ubi Lippia fluvius Rhenum amnem ingreditur, sagaci intentione transmeavit, maxima ex parte regionem illam ditissimam stravit gentemque illam saevissimam ex parte tributarios esse praecipit atque quam plures obsides ab eis accepit . . . ; victor remeavit ad propria. Continuator Fred. c. 109.
- 745 Karlmannus cepit castrum Hoochseoburg.
- 747 Pipinus per Toringiam in Saxoniam introivit.
- 753 Pipinus in Saxonia; pervenit ad locum Rimec.
- 758 firmitates Saxonum per virtutem introivit.

L a c. 1/13: 14. Februar 799. — Ego Liudgerus presbiter . . . hovanam . . . dedi Folbertus contra illum rothum, quod dicitur Uuiduberg, inter duos rivulos, id est inter Diapanbeci et alium ab occidente usque in flumen Ruram.

Die Widuberg-Rodung umfaßte also das Gelände zwischen dem Tiefenbach, heute Bornbach, und dem von der Westseite des Berges herab nach der Ruhr kommenden Teufelssiepen, also das Gelände der Herrenburg.

L a c. 1/19: 1. Mai 801. — Ego, Hildiradus . . . tradidi comprehensionem . . . a rivulo, qui dicitur Burgbeki, usque ad illum rivulum, qui in occidentali parte Uuidubergi decurrit, ad reliquias sancti salvatoris . . . et cum omni integritate usque in ripam Rure, excepta illa particula, quam Folbertus in proximo angulo inter Rurum et Uuidubergum olim stirpare inchoavit . . .

Wieder wird ein namenloser vom Westhang des Widuberges herabkommender Bach genannt, der mit dem Burgbach zusammen das Besitztum des Hildirad umschließt. Dieses kann demnach nur das Alteburg-Gelände gewesen sein, und der ungenannte Bach ist eben unser Teufelssiepen. Das von der Schenkung ausgenommene Gelände, dessen Rodung einst Folbert begann, kann nur die schmale Talau von der Werdener Brücke bis nach dem Teufelssiepen oder ein Teil davon sein. Hildirad aber ist wohl der Besitzer des in der Alteburg von uns ergrabenen Gehöftes gewesen.

Daß der heilige Liudger sein Kloster auf einem Mittelterrassenrest zwischen Bornbach und einem vom Osten herabkommenden Bach unterhalb der Herrenburg gründete, weist auf die Bedeutung des Gebietes für die Bevölkerung jener Zeit hin. Es ist auch kein Zufall, daß die zwei Jahrhunderte später im Bornthal errichtete Clemenskirche sich an der Stelle des Borntales befindet, wo eine Quelle aus dem rechten Talhang entspringt, an die, Clemens-Pütt genannt, sich die altgermanische Vorstellung knüpft, daß aus ihr die Kinder kommen. Beim Bau der Kirche mit ihrer bemerkenswerten Apsis wurde der Hang stark abgetragen und die Quelle vor dem Chor in einem kleinen Becken gefaßt. Quelle und Widuberg waren vielleicht einst heilige Stätten der Vorzeit im Hattuariergau vor dessen Christianisierung.

Außerhalb der Herrenburg wurden endlich beim Ausbau der von Heidhausen nach dem Honsnocken zu führenden Straße auf deren südlicher Seite zwei kleine fränkische Häuser angeschnitten und leider weitgehend abgetragen, bevor man uns benachrichtigte. Es handelte sich um Bauten gleich dem kleinen in den Boden eingetieften Häuschen der Alteburg. Die Wohngruben waren 3 — 4 Fuß in den Felsen eingelassen und mit einem Fuß starken Mauern versehen. Eins der Häuser ließ noch den etwa 3 Fuß breiten und 6 Fuß langen schräg hinabführenden Eingang erkennen; neben

diesem ein Pfostenloch. Der Boden zeigte wieder die charakteristischen Lagen von Lehm und Resten von Herdfeuern wie wir sie ja auch in dem Häuschen in der Alteburg vorfanden als Zeichen dafür, daß diese kellerartigen Gelasse tatsächlich als Wohnräume gedient haben. An den Wänden fanden wir, in kleinen Gruben verscharrt, in beiden Häusern Scherben, die eindeutig deren karolingisches Alter ergaben. Hierher gehört auch ein steingemauerter Brunnen von 6 Fuß lichter Weite. Es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß die zwei Bauten und der Brunnen zu einer größeren Siedlung südlich der Straße gehören. Besondere Umstände bedingten, daß wir die Frage nicht klären konnten. Diese Aufgabe mußten wir, wie manche andere, unseren Nachfolgern überlassen. Vor allem aber wäre es deren Aufgabe, das, was uns trotz aller Bemühungen leider nicht gelang, durchzuführen, nämlich **Alteburg und Herrenburg unter Denkmalschutz** zu stellen, ihr ganzes Gelände für unsere Bevölkerung zugänglich zu machen und etwa ein oder zwei Tore wieder soweit zu ergänzen, daß der Laie sich eine Vorstellung von ihrem Bau machen kann. Verschandelung und teilweiser Absperrung durch Privatpersonen muß endlich ein Ende gemacht werden. Es ist eine Schande, daß noch kurz vor Ende des Krieges das Gelände des karolingischen Gehöftes von der Stadt Essen zum Bau von angeblichen Behelfsheimen hergegeben wurde, wobei das Fundament des unterkellerten Hauses zerstört wurde. Wir haben durch unsere Grabungen zwei altherwürdige Burgen auf Essener Gebiet erschließen und als fränkische Anlage nachweisen können. Herr Geheimrat Prof. Dr. Schuchhardt, s. Z. der beste Kenner vorgeschichtlicher Burgen, hat unsere Ergebnisse bestätigt und unsere Grabungen als genau so klassisch bezeichnet wie die im Römerlager von Haltern. Ein solches Urteil von kompetenter Stelle verpflichtet, alles zum Schutz unserer Burgen zu tun.

Das gilt auch ebenso für die drei Burgen auf Essener Gebiet, von denen wir im Nachstehenden berichten wollen. Freilich für eine dieser Burgen ist das nicht mehr möglich, nämlich die

Burg von Essen.



Sie ist der Kern der Stadt und durch spätere Bauten aller Art bereits zerstört oder aber überdeckt (Tafel V). Aufgabe war und wird es in Zukunft sein, jeden Aufschluß in ihrem Gelände zu überwachen zwecks Feststellung etwaiger noch nachweisbarer Reste. Was wir von der Burg aussagen können, haben wir auf diesem Wege gewonnen. Nur in wenigen Einzelfällen konnten wir durch kleine Suchgräben uns aufstoßende Fragen klären. Der Name Burgplatz hält heute noch die Erinnerung an die alte Burg von Essen fest. Doch ging ihre Ausdehnung über den heutigen Burgplatz hinaus,

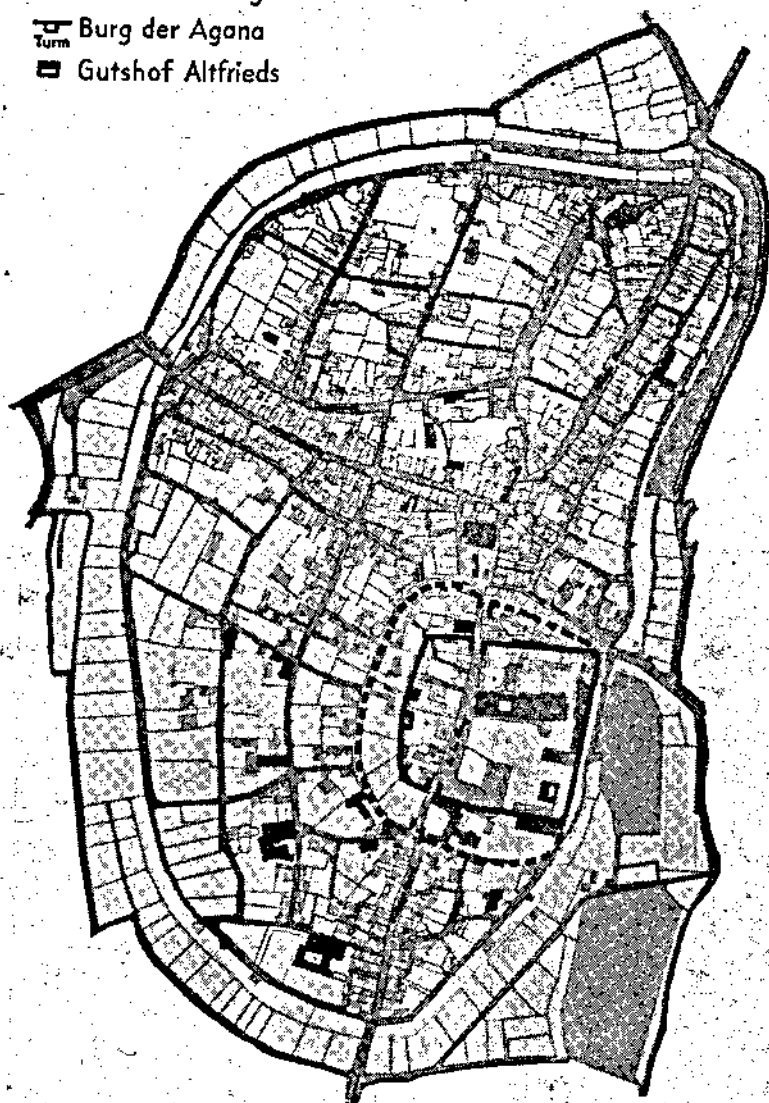
wie schon Ribbeck annimmt, wenn er folgende Grenzen angibt: Akazienallee, erste Delbrügge, erster Hagen, und eine Linie hinter dem Rathaus her und zwischen Steeler- und Bergstraße. Wir schließen uns dieser Auffassung an, da wir auf dem vom Geometer Heyden im Jahre 1823 aufgenommenen Stadtplan von Essen die Grenzen der Burgfreiheit im Süden an der Ecke Burgstraße, vorderster Hagen und an der Nordseite auf der Burgstraße unmittelbar hinter dem damaligen Rathaus eingezeichnet sehen. Der nach unserer Ansicht von einer Holzpalisade oder Holzerdemauer sowie einem vorgelagerten Graben umschlossene Raum hatte, wie schon Ribbeck angibt, eine Größe von etwa 5 ha. Die Nord-Süd-Ausdehnung beträgt nach dem Plan von Heyden 238 m, diejenige von Westen nach Osten 225 m, nicht 125, bzw. 150 m, wie Ribbeck irrtümlich angibt. Letztgenannte Maße würden nur einen Flächeninhalt von nicht ganz 2 ha ergeben. Die Tore lagen zweifellos im Zuge der Burgstraße, und zwar dort, wo Heyden die Grenzen der Burgfreiheit eingezeichnet hat. Die von Süden aus dem fränkischen Gebiet nach Norden über Altenessen* in das Sachsenland führende Straße, welche durch diese Tore führte, teilte das Burggelände in zwei ungleich große Abschnitte, deren größerer im Osten der Burg lag. Bei den weit kleineren fränkischen Königshöfen findet sich des öfteren eine solche Aufteilung bzw. Lage der Tore. Erinert sei hier an die Wittekindsburg bei Rulle, Kr. Osnabrück. Gleich dieser hat sie die Rechteckform römischer Kastelle und sind ihre Seiten in der NS- bzw. OW-Richtung orientiert. Eine zweite Straße, die vom Rhein aus der Duisburger Gegend nach Osten in das Sachsenland führte, der bekannte Hellweg, ging unmittelbar vor dem Nordtor vorüber. Die Burg deckte also einen wichtigen Knotenpunkt zweier Wege zwischen Sachsen- und Frankenland. Bei Betrachtung der Heydenschen Karte möchte man annehmen, daß im Zuge der Delbrügge vor dem Südtor, vielleicht auch vor dem Nordtor, je ein halbkreisförmiges Vorwerk vorhanden gewesen ist. Die Straßenführung der Delbrügge und ihrer westlichen Fortsetzung ist zu auffallend und schwierig anders zu erklären. Möglicherweise umschloß auch der mittlere oder zweite Hagen nebst Fortsetzung noch ein Vorwerk mit dem Viehhof und den ersten Siedlungshäusern außerhalb des Burgkerns an der Königsstraße. Wir hätten dann ähnliche Verhältnisse wie bei der Werdener Herrenburg. Doch das sind vorläufig noch ungeklärte Fragen, die beim Wiederaufbau von Essen vielleicht ihre Klärung finden werden.

* Hier wurden im Jahre 1875 beim Bau der Kokerei der Zeche Helene fränkische Gräber zerstört, von deren Beigaben einige erhalten blieben und vom Bonner Landesmuseum dem Ruhrländmuseum überwiesen wurden. (Vgl. Ribbeck, Geschichte der Stadt Essen. Essen 1915 S. 7.) (Tafel II, 3.)

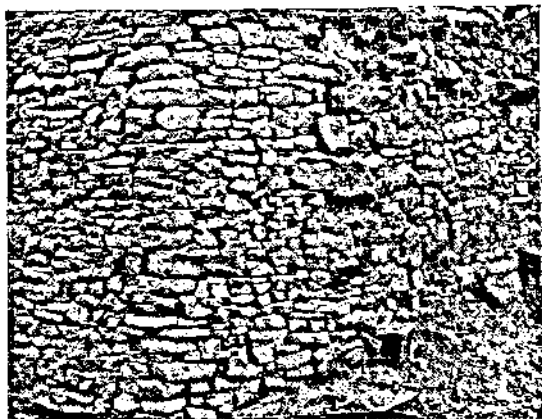
Der Untergrund der Burg wird von unterturonen hellen Kreidemergeln mit einer darüber lagernden Decke von Grundmoräne und jüngerem Gehänge-Lößlehm gebildet. Die Neigung des Geländes von Westen nach der die Burg im Osten deckenden Berne hinunter bedingte, daß im Laufe der Jahrhunderte im Westen immer mehr Boden abgetragen wurde, während sich im Osten der Schutt 5 bis 6 m mächtig anhäufte. So ist es verständlich, daß wir im Ostteil der Burg Mauern vorfanden, deren Fortsetzung im Westen spurlos verschwunden war. Die jüngste Umgestaltung des Burgplatzes und Erstellung großer Neubauten mit tiefgehenden Fundamentgruben gestattete uns eine Reihe wertvoller Beobachtungen und Funde zur Geschichte der Burg zu machen. So konnten wir unmittelbar an der Westseite der Akazienallee eine in Richtung dieser Straße verlaufende Mauer aufdecken, die an ihrer Front noch 3,60 m hoch erhalten war. Sie hatte eine Stärke von 8 Fuß und war aus im Verband gesetzten Bruchsteinen von Ruhrkohlendstein mit Mörtel hochgezogen. Ihre Fundamentgrube war einen Fuß tief. Die Rückseite der Mauer zeigte von einer Höhe von 6 Fuß ab drei Absätze, die bedingten, daß der obere Mauerteil nur noch gegen 4 Fuß stark war. Möglicherweise dienten genannte Absätze als Auflager für einen hölzernen Wehrgang. Vor dem Gymnasium bog die Mauer rechtwinklig nach Westen ab. Sie konnte also nicht die um 1244 errichtete Stadtmauer sein, zumal diese in der Mitte der Akazienallee lag und zudem etwa 4 m stark war. Vor unserer Mauer befand sich eine 4 Fuß breite Berme und vor dieser ein Spitzgraben, ungefähr 20 Fuß breit bei einer Tiefe von nur 2 Fuß. Vor der äußeren Grabenseite endlich stellten wir etwa in der Mitte der Akazienallee noch eine palisadenartige Pfostenreihe fest. In einer handschriftlichen Notiz von Herrn Ribbeck heißt es nun, daß bei Kanalisationsarbeiten in der Akazienallee in einer Tiefe von über 4 m ein Palisadenzaun beobachtet sei u n t e r „der alten Stadtmauer, dessen einzelne Pfähle unten zugespitzt waren und noch ungefähr 1 m weit in die Tiefe gingen. Die Befestigung verlief etwa auf der Mitte des jetzigen Straßendamms der Akazienallee. Die Pfahlreste reichen etwa bis zum Gymnasium und setzen sich dann in der Richtung auf dieses Gebäude fort, während die steinernen Fundamente (der über den Pfahlresten errichteten Stadtmauer, ist zu ergänzen!) unter der Akazienallee weitergehen“. Herr Prof. Ribbeck spricht anschließend die Vermutung aus, daß diese Palisadenpfähle Reste der ältesten Befestigung von Essen seien, die den Raum zwischen der Akazienallee, Delbrücke, I. Hagen und der Bergstraße umfaßte. Diese Annahme muß jetzt auf Grund unseres Grabungsbefundes aufgegeben werden. Die Pfahlreihe ist jünger und gehört zu der von uns festgestellten Steinmauer und diente gewisser-

TAFEL V

- 1. Essener Burg
-  Burg der Agana
-  Gutshof Altfrieds



TAFEL VI



① Fundament des Turmes der Burg von Essen



② Holzgeschirr aus Turm und Brunnen der Burg von Essen

maßen als Erhöhung des äußeren Grabenrandes, war doch der Graben allein bei seiner geringen Tiefe kaum ein Hindernis für einen etwaigen Angreifer. Die ganze Bauart der von uns gefundenen Befestigungslinie paßte so gar nicht zu unseren Vorstellungen vom Alter der Essener Burg, die doch irgendwann zur Zeit der Sachsen-Franken-Kämpfe entstanden sein mußte. Zudem fanden wir, daß die Mauer nicht im gewachsenen Boden stand. Wir vertieften daher unseren Suchgraben, bis wir gewachsenen Boden vor uns hatten. Dieser lag 60 cm unter dem Fuß der Mauer. In ihn eingeschnitten kam ein älterer Spitzgraben heraus, der nur 10 Fuß breit und $1\frac{1}{2}$ Fuß tief war. Hinter ihm lagen Holzreste, allem Anschein nach Überbleibsel einer hölzernen Bewehrung. Diese und ihr zugehöriger Graben stellen die alte Befestigung dar, deren Zug wir oben nach Ribbeck geschildert haben. Hier standen wir vor der ältesten Befestigung der Burg Essen. Leider war ihr Bau nicht so weit zu klären, daß ein Vergleich mit den Werdener Burgen und damit ihre genauere Datierung auf diesem Wege möglich war. Als wir dann im weiteren Verlauf unserer Untersuchungen im Süden der Burg durch einen Suchgraben vor dem Halbrondell der damaligen Volksschule die Burgmauer wieder ansuchten, stießen wir auf recht spärliche Reste, denn hier war sie durch Abtragung bis auf die mit einigen Mauersteinen gefüllte Fundamentgrube zerstört. Immerhin konnte noch ermittelt werden, daß sie nur eine Stärke von 5 Fuß hatte, daß ihre Berme 2 Fuß breit war, daß dieser sich ein etwas über 6 Fuß breiter und 3 Fuß tiefer Spitzgraben anschloß, und daß dessen Außenseite nicht von einer Palisadenreihe, sondern von einer 2 Fuß starken Mauer begleitet wurde. Von einer älteren Befestigung war unter der eben beschriebenen nichts vorhanden, wie zu erwarten war. Die geringe Stärke unserer südlichen Mauer gegenüber der doppelt so starken Mauer an der Berneseite wird verständlich, wenn wir uns klarmachen, daß hier im Süden ja im Zuge der Delbrügge die ältere Befestigung vor der jüngeren lag, diese also verstärkte. Durch erstere erhielten die außerhalb der jüngeren Mauer vorhandenen Liegenschaften noch einen gewissen Schutz.

Im Westen und Norden haben wir die neue Mauer nicht feststellen können, da es teils an Aufschlüssen fehlte, teils alles durch Abtragungen vernichtet war. Jedenfalls ist unsere Steinmauer aber auch nicht jene, welche nach Ribbeck einst die Abtei mit den zu ihr gehörigen Gebäulichkeiten noch besonders innerhalb der Burg abschloß. Konnten wir die Mauer an der Westseite auch nicht mehr finden, so vermochten wir doch ihre Lage mit ziemlicher Sicherheit durch ein turmartiges Gebäude zu ermitteln, das ungefähr in der Mitte der von uns angenommenen westlichen Burgmauer lag (Tafel VI, 1). Sein Mauerwerk reichte noch 2,5 m tief in den

Boden und hatte 3 Fuß Dicke. Der Bau hatte rechteckigen Querschnitt. Seine 18 Fuß langen Seiten hatten NS-Richtung, die Schmalseiten waren 12 Fuß lang. Um den Turm war ein fast bis zum Mauerfuß reichender Graben vorhanden, an dessen Grund mittelalterliche rote Henkelkrüge mit Wellenfuß lagen. Ausragende Sockelsteine der Längsmauern deuten auf Brücken hin, welche den Graben überquerten. Der Turm war allem Anschein nach ein Torturm, durch welchen ein von Westen kommender Weg in die Burg führte. Bemerkenswert ist, daß nach der Heydenschen Karte in der Gegend des Turmes ein schmales Grundstück lag, das etwa der Breite des Turmgeländes entsprach. Neben dem Turm scheint nach dessen Zerstörung ein Weg die damals aufgegebene Mauer und Graben gequert zu haben. Durch seinen eigenartigen Verlauf deutet er unseres Erachtens den Zug des alten Befestigungsgürtels deutlich an. Von der Burgstraße her kommend quert er die Gegend der Mauer senkrecht, biegt im Grabengelände rechts ab und nimmt dann seine ursprüngliche Richtung wieder auf. Zwei sodann nach Norden zu folgende schmale Grundstücke scheinen gerade der Grabenbreite zu entsprechen. Anschließend verläuft ein weiterer Weg genau in der oben beschriebenen charakteristischen Weise, so daß wohl dadurch unsere Auffassung von dem Verlauf der Mauer und ihres Grabens bestens Bestätigung findet. Unmittelbar hinter dem letztgenannten Wege bog die Mauer rechtwinklig nach Osten um und endete an der Burgstraße. Hier lag das neue Tor. Seine rechte Wange muß etwas gegenüber der linken vorgezogen gewesen sein, wie wir auch für das Südtor annehmen. Diese Bauweise war ja gebräuchlich vor der Einführung der Feuerwaffen. Wir kommen zu dieser Annahme, weil der neu einsetzende Graben deutlich gegenüber seinem westlichen Teil nach Süden verspringt. Die heutige Bergstraße, zu Heydens Zeiten noch untere Burgstraße genannt, ist damals Grabengelände gewesen. Kurz vor dem Steeler Tor bog der Graben im rechten Winkel nach Süden um und folgte dem Zuge der Akazienallee, wo wir ihn durch Grabungen festgestellt hatten. Besonders schön zeigt die Heydensche Karte, wie an der NO-Ecke die Ableitung eines Grabens, dessen Wasser eine Mühle in der Burg trieben, jeweils genau senkrecht zum Zuge der Mauer diese durchbrach. Die neue Burg hatte ungefähr die Form eines Trapezes, dessen Ostseite 180 m, die Westseite 140 m, die Süd- und Nordseite aber je 175 m lang waren. In römischen Doppelschritten gemessen, lauten diese Zahlen rund: 122, 95 und 118. Die umschlossene Fläche betrug demnach etwa 2,8 ha, also etwas mehr als die Hälfte der älteren Anlage. Bemerkenswert ist, daß sich mit Ausnahme der Ostseite, wo alte und neue Befestigung ungefähr zusammenfielen, die Seiten der neuen Burg, wie wir sie

annehmen, von denen der alten fast durchweg, besonders in ihren mittleren Partien, in der gleichen Entfernung von 30 m (ca. 20 Doppelschritte) hielten, unseres Erachtens eine Stütze für die Richtigkeit unserer Rekonstruktion.

Im Inneren der Burg gelang es uns, außer dem bereits an der Westseite festgestellten Turm noch weitere Baulichkeiten neben vielen nicht deutbaren Fundamenten aufzufinden, so auf dem Grundstück Burgstraße 16 das einen Fuß starke Fundament eines vermutlich 12 mal 18 Fuß großen Wohnhauses, das nach den darin gefundenen schwarzen, mit Rädchenverzierung versehenen Scherben als karolingisch anzusprechen ist. Etwa 50 m nördlich des Turmes fand sich ein runder Brunnen mit einem Fuß starker Ausmauerung bei 6 Fuß lichter Weite noch in 2,5 m Höhe erhalten. Er war deswegen bemerkenswert, weil er gleich dem Turm hoch mit menschlichen Fäkalien angefüllt war, die in reicher Fülle Funde der verschiedensten Gerätschaften ergaben. Leider ist das Material größtenteils im ehemaligen Heimatmuseum zugrunde gegangen und nur das zur Datierung wichtigste im Ruhrländmuseum erhalten geblieben, darunter z. T. schön bearbeitetes gedrechseltes Holzgeschirr (Tafel VI, 2). Dieses fand sich zuunterst im Turm wie im Brunnen. Erwähnt sei eine Flasche, ein Becher, eine große mit Draht geflickte Schale und eine Reihe kleinerer napfartiger Schalen, die z. T. an ihrer Unterseite eingeschnittene Hausmarken trugen. Mit dem Holzgeschirr zusammen kam dann eine weitere große Kostbarkeit zutage, nämlich ein aus zweiseitig mit Wachs bestrichenen Holztafeln bestehendes drahtgeftetes „Notizbuch“ (Tafel VII). Alle Seiten waren mit dem Stälus beschrieben. Eine Prüfung des Inhalts durch Herrn Prof. Dr. Ribbeck ergab nach dessen mündlicher Mitteilung neben einer lateinischen Erzählung die Berechnung der Preise einiger Grundstücke*. Aus diesen Preisen glaubte Herr Prof. Ribbeck das Büchlein in die Zeit um 1300 herum datieren zu dürfen, während die Prüfung der Schrift durch einen Paläographen die Zeit um 1350 ergab. Demnach haben Turm und Brunnen zu genannter Zeit als solche nicht mehr bestanden, sondern wurden als Aborte benutzt, in denen zugleich allerlei unbrauchbar gewordenes Gerät landete. Lagen von Kirschkernen gaben nicht nur Kunde von gesegneten Kirschjahren, sondern waren vielleicht auch Zeichen gesegneter Verdauung unserer Vorfahren. Austernschalen wieder bewiesen, daß selbst solche Delikatessen trotz der doch gewiß schwierigen Transportverhältnisse, wir nehmen an zur kühleren Jahreszeit, auf den Tisch der hochmögenden Damen und Herren kamen. Daß dazu der Wein mundete, bezugten zahlreiche zerbrochene, z. T. schön verzierte Trink-

* Eine neue Lesung der Wachstafeln wird von Archivrat Jahn für das nächste Heft der Beiträge vorbereitet.

gläser, neben denen aber das gewöhnliche Tongeschirr in Form von kleineren und größeren gehenkeltten Kannen mit dem charakteristischen Wellenfuß nicht fehlte. Bis in das 18. Jahrhundert hinein reichen die Funde, und auch dann hat man den Turmstumpf noch irgendwie verwertet, denn wir fanden in ihm über der Fäkalien-schicht eine neue Längsmauer gezogen, die auf in die Fäkalien getriebenen Pfählen errichtet war. Es erhob sich nun die Frage, wann Turm und Brunnen zerstört, bzw. als solche aufgegeben waren. Nach den Befund auf den Wachstafeln muß dies vor 1300 geschahen sein. Damals müssen auch die Burgmauern bereits lange verfallen gewesen sein, denn als im Jahre 1243 oder 1244 auf Anordnung des Kölnischen Drostes auf der Isenburg (vergl. Kindlinger, Manuskript I, S. 226) die um die Burg herum herangewachsene Stadt eine starke Mauer nebst vorgelagertem Graben erhielt und so bestens geschützt war, blieb die Bernefront der Burg ohne diesen Schutz. Nach der weiter oben angezogenen Notiz von Prof. Ribbeck hat die Äbtissin hier erst im Jahre 1390 „eynen tüen van boeken hesteren und van anderen holte tüschen eren (der Äbtissin) dyeck und eren grashof langes der abdye erbaut. 1402 trat dann an die Stelle dieses Zaunes eine Mauer, die im Laufe des 15. Jahrhunderts noch wiederholt verstärkt wurde“. Einen kleinen Teil des Stadtgrabens beobachteten wir gelegentlich in einer Baugrube zwischen der Post und den Bankgebäuden an der Ländenallee. Die Maße sind leider verlorengegangen. Erwähnt sei schließlich noch, daß das Gelände westlich der Burgstraße im Mittelalter zweimal als Friedhof belegt wurde, wie die zahlreichen, in 2 Horizonten übereinanderliegenden und nach Osten orientierten menschlichen Skelette bewiesen. Beigaben irgendwelcher Art wurden bei den Bestatteten nicht gefunden, so daß das Alter des Friedhofes nicht genauer ermittelt werden konnte. Jedenfalls war er aber älter als die über ihm im 18. Jahrhundert erbauten Häuser und wohl jünger als der von uns gefundene Turm der Westmauer.

Östlich der Burgstraße, mitten vor dem Burggymnasium, wurde dann der weitaus interessanteste, weil älteste Bau innerhalb der Burg gefunden, als dort gegen Ende des zweiten Weltkrieges vier Zisternen zu Luftschutzzwecken angelegt wurden. In den über 5 m tiefen dicht nebeneinander liegenden Baugruben zeigten sich 6 Fuß breite Mauern, die in einen Fuß tiefen Fundamentgruben standen und aus Ruhrsandsteinplatten von zirka 6 cm Dicke und 50 cm Kantenlänge unter Verwendung von Mörtel aufgebaut waren. Die Platten lagen jedoch nicht waagerecht, sondern waren in schräger Richtung hochkant gestellt, und zwar so, daß jede weitere Reihe gegenüber der vorhergehenden in umgekehrter Richtung geneigt war. So zeigte die Mauer auf der Innen- wie der

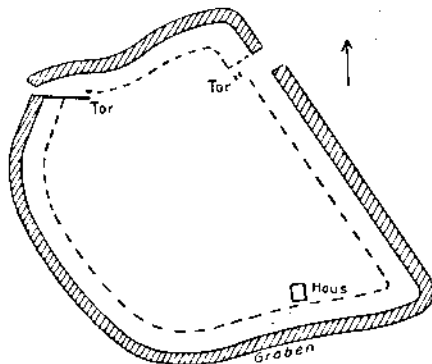
Außenseite eine Art sich wiederholenden Fischgrätenmusters, eine in der Karolingerzeit angewandte Bauweise. Eine der Mauern hatte fast genau OW-Richtung und ließ sich 21 m weit verfolgen. Ihr Ost-Ende war nicht feststellbar. Im Westen setzte mit rechtem Winkel eine Mauer an sie an, die etwa 18 m lang erhalten war bei einer Höhe bis zu 2 m. Eine zweite Mauer folgte 24 Fuß östlich derselben. Sie war nicht genau rechtwinklig an die OW-Mauer angeschlossen, sondern wich aus der SN-Richtung etwas nach Osten ab. Zwischen den beiden SN orientierten Mauern standen die verkohlten Stümpfe zweier Pfostenreihen parallel zur OW-Mauer. Ihr Abstand von dieser wie untereinander betrug 10 Fuß, derjenige der Pfosten untereinander 6 Fuß. Eine Verbindung der Pfosten durch Planken war nicht nachweisbar. Wohl aber war der Raum zwischen den Mauern reichlich mit Holzkohlenresten erfüllt. Auf der anderen Seite der schräg angesetzten Mauer stand ebenfalls eine Pfostenreihe in OW-Richtung in 10 Fuß Abstand von der OW-Mauer. Die Pfostenstümpfe hatten hier jedoch 8 Fuß Abstand voneinander. Ein verkohlter Balken von gleicher Länge diente einst wohl als Querbalken. Auch hier im Raume fehlte es nicht an Holzkohle. Im östlichsten Winkel wurde ein Brunnen aufgefunden, der aus einem etwa 3 Fuß dicken bis auf 5 — 6 cm Wandstärke ausgehöhlten, mannshohen Eichenstumpf bestand. Im Brunnenschacht kam zu unterst ein schwarzer rädchenverzierter, also karolingischer Scherben zum Vorschein, höher hinauf ein gut erhaltener Henkelkrug und Reste eines Bechers, letztere beide Pingsdorfer Ware aus der Zeit um 800 — 900. Auch eine Schale der Teichmuschel wie ein Unterkieferast vom Hecht lagen im Brunnenfüßel. Eingegraben in den Boden fand sich unweit des Brunnens noch ein Pferdeschädel. In diesem Zusammenhang ist es interessant zu wissen, daß in einigen Gegenden Niedersachsens noch im vorigen Jahrhundert Pferdeschädel als Bauopfer unter dem Dielenboden eingegraben wurden. Unser von der Pfostenreihe und der Mauer eingeschlossener Raum dürfte eine Art Diele gewesen sein, während der Raum zwischen den 2 Quermauern offenbar einst zu einem Längshaus gehört hat. Fensteröffnungen waren in dessen Mauern nicht mehr nachweisbar. Vermutlich trug es noch ein nicht in Stein, sondern in Fachwerk aufgeführtes Obergeschoß mit den Wohnräumen, weil wir in seinem Inneren keinen Gesteinsschutt, wohl aber, wie bereits erwähnt, viel Holzkohle fanden. Der Raum vor der von uns angenommenen Diele aber muß ein Hof gewesen sein. In ihm standen zahlreiche kleinere Pfosten, die z. T. zu Zäunen, zu kleinen Ställen gehört haben mögen. Der Hofraum war hoch mit verschiedenen Schichten angefüllt, die Knochenreste enthielten und von dem aus deren Phosphorgehalt entstandenen Mineral Vivianit schön blau gefärbt waren.

Auch allerlei Eisenteile wie altertümliche Schlüssel und viel Pingsdorfer Scherben (und zwar nur diese!) konnten wir hier bergen. Über den Mauerresten aber lag besonders in der SW-Ecke des Wohnhauses eine dicke Brandschicht von Holzkohle und gerötetem Lehm, darin ein graublauer Kugeltopf, der nach dem Urteil Sachverständiger in die Zeit um 1000 anzusetzen ist. Darnach hat also das Gehöft, und wir glauben es als solches jetzt ansprechen zu dürfen, mindestens im 9. und 10. Jahrhundert bestanden und ist dann einer Brandkatastrophe zum Opfer gefallen. Nun berichten alte Chroniken (u. a. Annales Colonienses) allerdings in lapidarer Kürze: „Asnid crematur“, d. h. Essen geht in Flammen auf. Das soll im Jahre 946 gewesen sein. Damals wurden Abtei und Kirche zerstört. Alle Urkunden des Stiftes gingen zugrunde. Was liegt näher, als die Vernichtung unseres Gehöfts durch diesen Brand anzunehmen? Das Gehöft selbst aber kann nichts anderes gewesen sein, als das Gutsgebäude des Gütchens Asnide Altfrids, der um 852 in diesem das vornehme Kanonissenstift einrichtete. Die Basilika und alle Nebengebäude des Stiftes legte er in den NO-Teil der Burg.

In welche Zeit müssen wir nun die Anfänge der Essener Burg verlegen? Wir haben oben schon auf die Ähnlichkeit der ersten Burganlage mit den fränkischen Königshöfen und ihre Bedeutung als Straßensperre gegen das Sachsenland hingewiesen. Die Burg muß demnach mindestens zu einer Zeit errichtet sein, da es erforderlich wurde, zu solchen Schutzmaßnahmen zu greifen, also zur Zeit der beginnenden Kämpfe mit den Sachsen. Und zwar hatten weniger die Bruktuarier als vielmehr die Franken Interesse an dem Bestehen einer solchen Wegsperre, lag sie doch unmittelbar vor der Grenze des fränkischen Gaues der Hattuarier. Allerdings mag sie bei ihrer Größe zugleich auch als eine Art Flichburg für die Umwohnernden gedient haben. Wir möchten ihre Entstehung in die zweite Hälfte des 7. Jahrhunderts setzen, also in jene Zeit, da die Sachsengefahr groß wurde, der tatkräftige Majordomus Pipin von Herstal nach unserer Ansetzung die Alteburg neu befestigte und die Herrenburg gebaut wurde. Doch bleibt die Frage offen, ob nicht ein früherer Zeitpunkt für die Entstehung der ersten Essener Burg angenommen werden muß. Im Jahre 693 fiel das Bruktuarierland in die Hand der Sachsen. Zwei Jahrzehnte später brachen diese in den Hattuariergau ein und zerstörten die fränkische Flichburg, unsere Alteburg in Werden. Die Essener Burg hat den Sachsensturm nicht aufzuhalten vermocht. Die dann später in ihr errichtete kleinere Burg mit der Steinmauer könnte von Karl Martell oder dessen Nachfolger Pipin nach Vertreibung der Sachsen errichtet sein. Wir wissen es nicht, möchten aber nach ihrer ganzen Bauart, vor allem der des Turmes mit dem umlaufen-

den Graben, auf ein geringeres Alter schließen. Nun berichtet der westfälische Geschichtsschreiber Hermann Stangefol im Jahre 1665 (!), Ann. Circ. Westph., II, 153, daß die Äbtissin Agana mit Hilfe ihres Bruders und auf Anordnung des Kaisers Heinrich I., des „Voglers“, (914—936) das „Dorf“ (pagus) Essen mit Wall und Mauer umzogen und dadurch zu einer „civitas“ umgeformt habe. Wir stehen nicht an, unsere steinunmauerte Burg mit jener der Agana gleich zu setzen. Die damalige Hunnengefahr veranlaßte bekanntlich die Befestigung vieler Orte. Sie muß auch für das Essener Stift bestimmend gewesen sein, haben doch die Hunnen das nur 30 km entfernte Gerresheim überfallen. Die Wälle, welche Agana neben den neuen Mauern bauen ließ, waren sicherlich nichts anderes als die erneuerte erste Befestigungslinie der Burg.

Ungefähr gleichaltrig mit der ersten Essener Burg ist nach unserer Ansicht eine ihr im Bau ähnelnde, aber wesentlich kleinere Anlage in Steele-Horst, gewissermaßen eine Miniaturausgabe jener, die



1) Die Vryburg, ein karolingisches Kastell.

Abb. 9a

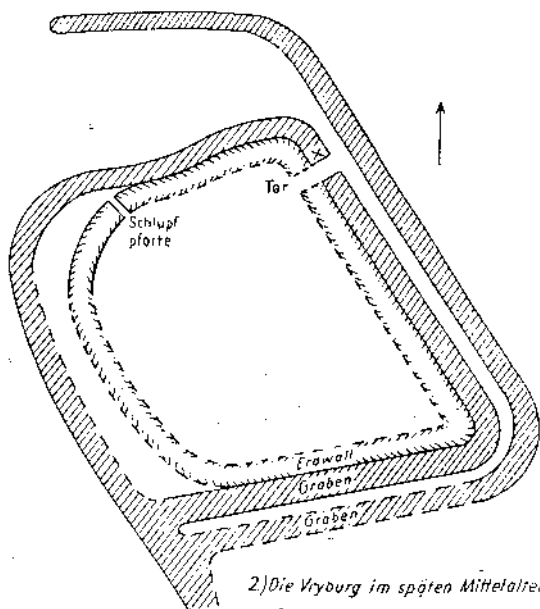
Vryburg.

Unsere Ausgrabungen in ihr wurden im Jahre 1934 veranlaßt durch Excellenz Generalleutnant von Watter†, der zugleich die erforderlichen Arbeitskräfte durch den freiwilligen Arbeitsdienst Westfalens zur Verfügung stellte. Tatkräftige Unterstützung fanden wir ferner durch den Eigentümer des Vryburg-Geländes, Herrn Vogelsang† in Steele-Horst.

Die Vryburg (Abb. 9a) liegt östlich einer in NW-SO-Richtung nach der Ruhr zu verlaufenden Schlucht, an deren anderer Seite sich die Reste des festen Hauses Horst erheben. Die westliche Seite des Burgvierecks hat die Richtung der Schlucht, desgleichen ihre Gegenseite. Die beiden anderen Seiten stehen ungefähr senkrecht dazu. Die Burg hat einen Flächeninhalt von rund $\frac{3}{4}$ ha. Die Länge der Seiten ist: W-Seite 88 m, N-Seite 62 m, O-Seite 86 m und S-Seite 66 m. Ein in den felsigen Untergrund eingetiefter Spitzgraben mit 30 Fuß breiter Berme umgab das Burgviereck. Nahe der NW-Ecke und der NO-Ecke war er unter Verspringen seiner Enden von je

einer Erdbrücke unterbrochen. Von einer Steinmauer fanden sich keine Reste. Ob die Bewehrung in einer Holzderemauer oder nur in einer Holzpalisade bestand, konnte nicht geklärt werden. Die Tore hinter den Erdbrücken waren jedoch aus Ruhrsandsteinen aufgemauert. Genauer konnten wir das im NW gelegene Tor untersuchen. Es hatte eine je 6 Fuß lange und 9 Fuß breite Torkammer, in deren linker Wange noch ein quadratischer Schlitz zur Aufnahme eines Torpfostens erkennbar war, an dem die Tür wohl ähnlich wie im Steintor der Alteburg befestigt war. Die Breite der zwei Torwangen betrug je 6—7 Fuß. Bemerkenswert war, daß der Torpfosten nebst dem Tor einst durch Feuer zerstört sein muß, zeigte der Pfostenschlitz doch deutliche Brandrötung und Spuren des verkohlten Pfostens. Das Tor muß gewaltsam vernichtet worden sein. Wie anders wäre es zu verstehen, daß hinter ihm unmittelbar anschließend eine neue Torkammer gleichen Ausmaßes wie die erste zum Vorschein kam? Eine Schwelle aus Sandsteinplatten zeigte sich an ihrem Eingang. Überraschenderweise stellten wir dann vor der rechten Torwange noch die Fundamente einer 6 Fuß starken Sandsteinmauer fest, durch welche die breite Berme vom Tor bis zum Graben völlig vor jedem Zutritt gesperrt war. Diese Bauweise erinnert sehr an die des Wassertores der Alteburg, Typ 3. Auch hier war eine 30-Fuß-Berme vorhanden und allem Anschein nach einst vor der rechten Torwange zugemauert, eine Maßnahme, die verhinderte, daß ein etwaiger Angreifer, gedeckt durch den Schild in seiner Linken, die Berme entlang vorgehen konnte. Im Burginneren fanden wir nur die Reste eines Baus, der sich einst in der Mitte der Südseite unmittelbar am Grabenrand erhob (Tafel IV, 3). Der Grundriß war rechteckig, 15 mal 11 Fuß, wobei die Längsseiten zum Graben senkrecht gerichtet waren. Zum Bau waren Ruhrsandsteine verwendet. Die Sohle des Baus war 3 Fuß in den Boden eingetieft. Der Eingang war 3 Fuß breit, lag an der SW-Ecke und führte mit 3 Stufen in den Innenraum. Die Mauerstärke betrug 3 Fuß. Am Eingang, vor allem aber davor in etwas größerer Entfernung kamen größere Mengen von Holzkohle zum Vorschein. Doch ließ sich über deren Alter nichts feststellen. Auch ein Spinnwirtel sowie Pingdorf'scher Scherben fanden sich in der Nähe des Baus. Das Alter unserer Burg ergibt sich aus ihrer Lage an einer Straße, die heute noch stellenweise als Hohlweg nachweisbar, östlich von Königsteele vom Hüllweg nach Süden abzweigte und über eine Ruhrfurt in den fränkischen Hattuariengau führte, und aus der Ähnlichkeit mit der Burg von Essen wie der Verwendung der Alteburg-Berme vom Typ 3. Alles dieses zeigt unseres Erachtens, daß auch die Vryburg sehr wahrscheinlich zur Zeit Pipins von Heristal von den Franken (denn nur diese hatten Interesse an dieser Grenzfestung) errichtet wurde und dem Sachsensturm von 693 zum Opfer

fiel. Später ist sie dann, wie das neue Tor zeigt, wieder befestigt worden. Doch bestand die neue Befestigung nach den Scherbenfunden zu urteilen nur bis in das 11. Jahrhundert. Im späteren Mittelalter ist die Vryburg aber nochmals zu einem festen Platz ausgebaut worden (Abb. 9 b). Ein neuer Graben mit breiter Sohle wurde, vor der NW-Ecke der Burg beginnend, um den alten Graben bis nach der Schlucht hin gelegt, jedoch ohne Erdbrücke vor dem Tor an der NO-Ecke. Zwischen altem und neuem Graben führte dann der



2.) Die Vryburg im späten Mittelalter
 Fundstelle eines spätmittelalterlichen
 Henkelkruges.

Abb. 9 b

einzigste Zugangsweg zur Burg durch das NO-Tor. Ein mannshoher und etwa 12 Fuß breiter Erdwall, der sich unmittelbar an den inneren Grabenrand legte, auf der Innenseite durch eine kleine Sandsteinmauer gestützt und zudem vielleicht nach Art der Landwehren mit Dorngebüsch besetzt, bildete außer den Gräben die Bewehrung. An der Stelle des NW-Tores war er durch ein schmales Schlupfpförtchen passierbar. Das Ende des alten Grabens aber vor der ehemaligen Torwange war aufgehoben, d. h. er war hier als Sohlengraben bis in die Schlucht ohne Erdbrücke durchgeführt, wie denn sein ganzer Zug von genanntem Tor an bis zu dem Gegentor zu einem breiten Sohlgraben umgestaltet war. Vor dem NO-Tor

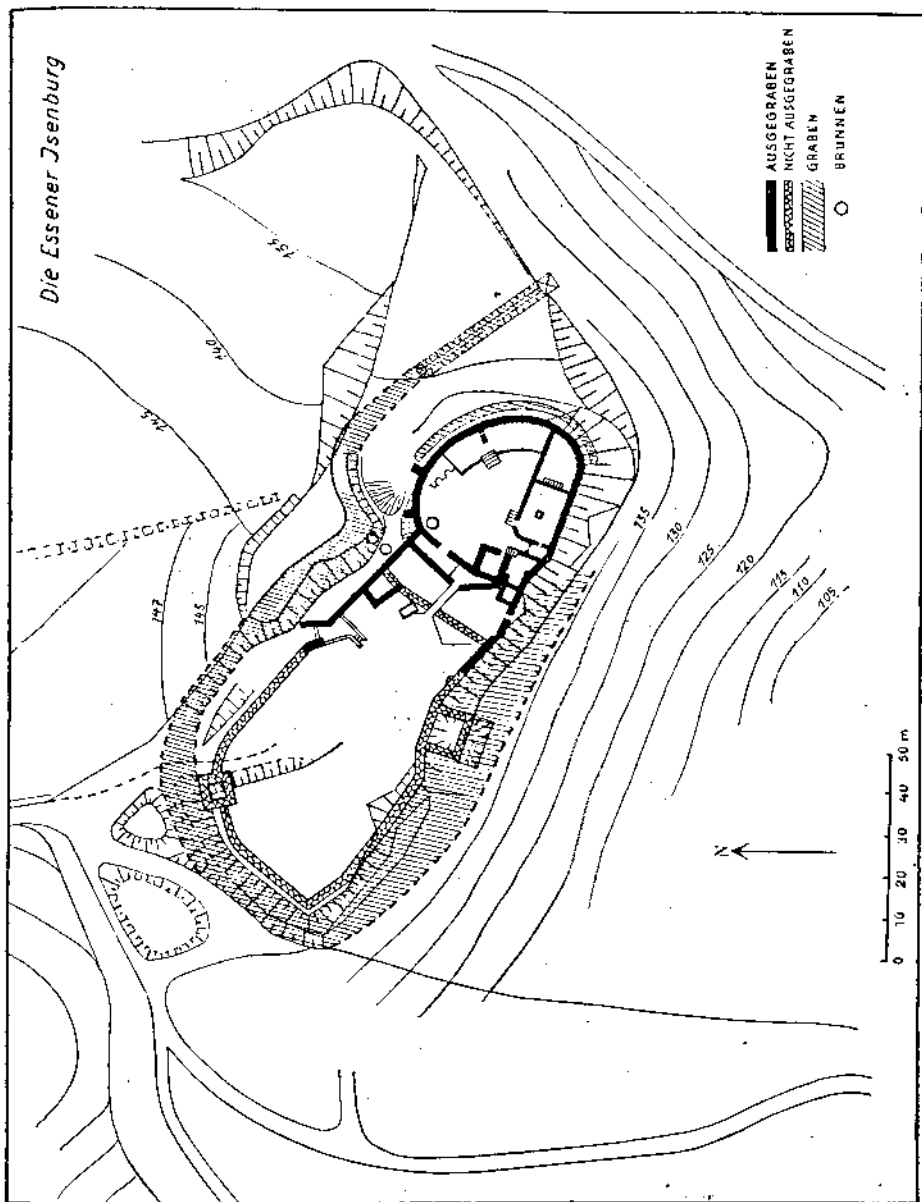
lag ein gut erhaltener mittelalterlicher Henkelkrug auf der Grabensohle. Der alte Graben war dann weiter an der ganzen Ost- und Südseite als Sohlengraben nachweisbar.

Nach Beendigung der Untersuchungen an der Vryburg wurden wir von Exz. von Watter veranlaßt, den Resten des Hauses Horst unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Es gelang uns den alten Zugangsweg an der West- und Südseite bis zu einem großen Tor der Vorburg festzustellen. Neben dem Tor lag noch ein Törrchen und dann ein großer Rundturm der Vorburgmauer. Zwei weitere derartige Türme könnten an der zur Ruhr hin gekehrten Seite dieser Mauer, und zwar in der Mitte und an ihrem anderen Ende gestanden haben. Auch an der Gegenmauer der Vorburg erhob sich ein Rundturm und östlich davon ein rechteckiges Gebäude, durch das einst der Weg weiter in das Burginnere ging, das heute von einem Bauernhof eingenommen wird.

Die Vorburg oder der Turnierhof, wie sie ein alter Lageplan bezeichnet, wurde in ihren Mauern und Turmresten tunlichst von Herrn Architekt Dietsch † ergänzt und restauriert und wird von der Familie Vogelsang in pietätvoller Weise gepflegt. Die Beziehungen zwischen der Vryburg und dem Hause Horst sind unklar. Nach dem Scherbenbefund an Pingsdorfer Ware scheint die Vryburg bis in das 12. Jahrhundert als Herrnsitz gedient zu haben, also bis zu einer Zeit, da uns in Urkunden zuerst die Herren von der Horst entgentreten. Damals ist vielleicht neben dem alten Stammsitz, der Vryburg, das Haus Horst erbaut. Dieses muß dann aber in späterer Zeit ganz erheblich umgebaut worden sein, denn der Weg zur Vorburg, wie er sich heute darbietet, gestattete einem Angreifer sich völlig durch den Schild gedeckt dem Burgtor zu nähern. Derartige Wegführungen finden sich aber erst im 14. Jahrhundert, als die Erfindung der Pulverschießwaffen den Schutz der Schilde illusorisch machte. Keineswegs war aber die Vryburg nunmehr ganz aufgegeben, sehen wir sie doch im späteren Mittelalter mit einer 2. Gracht und einem starken Erdwall umzogen. Weitere Einzelheiten über Horst usf. gibt das lesenswerte Heftchen des Herrn Lehrers H. Fleher in Horst, das 1925 bei Bregartner in Königsstele mit dem Titel: „Geschichte der Horst“ gedruckt wurde.

Außer Haus Horst haben wir gelegentlich noch das Haus Heisingen der Werderer Äbte untersucht und vor dem noch stehenden Gebäude alte Fundamente festgestellt, die auf einen größeren Bau als den jetzigen schließen lassen.

Eine weitere für die Geschichte und Geschieke Essens sehr bedeutsame mittelalterliche Burg auf Essener Boden konnten wir in mehrjähriger Grabungsarbeit, bei der Hauptlehrer Weiler † wieder maßgeblich beteiligt war, auf Wunsch des



damaligen für unsere Spatenforschung sehr interessierten Oberbürgermeisters Bracht freilegen.

Es war die

I s c n b u r g.

Auch für diese Burg (Abb. 10) hat der Erbauer eine Lage gewählt, die für sich schon größtmöglichen Schutz gegen Angreifer bot, nämlich eine am rechten Ruhrufer südöstlich der Ballencyer Höhe gelegene Bergkuppe, die zwei Seitentälchen der Ruhr und der zwischen beiden liegende steile Hang nach genanntem Flusse zu auf drei Seiten umschließt. Die vierte und schwächste Seite liegt nach NO hin, von wo auch der einzige Zugang zur Burg möglich war. Konglomeratischer Sandstein unter dem Fettkohlenflöz Sonnenschein bildet der Hauptsache nach den Bauntergrund der Burg. Aus diesem gegenüber dem Magerkohlend Sandstein weniger wetterbeständigen Sandstein ist dann auch die Burg erbaut. Offenbar hat man dabei die großen Gesteinsmengen, welche bei Eintiefung der Gräben usw. gewonnen wurden, mit verwendet. Bei Beginn unserer von 1928 bis 1932 durchgeführten Grabungen fanden wir über den Boden herausragend nur die Reste einer Gebäudemauer mit einer Fensterwange, eines viereckigen Turmes und der Burgmauer. Das übrige Burggelände war eine fast ebene Fläche. So restlos war einst die Schleifung der Burg erfolgt, daß sogar der breite Graben, welcher das Unterhaus oder die Vorburg vom Oberhaus, also dem Herrnsitz, trennte, völlig eingeebnet war. Die Burg ist ein von NW nach SO langgestrecktes Gebilde von 130 m Länge. Hiervon entfallen auf die Vorburg 75 m, den großen Zwischengraben 10 m und auf das Oberhaus 45 m.

Die Vorburg umschließt bei einer mittleren Breite von 40 m eine Fläche von etwa $\frac{1}{3}$ ha. Ihre Mauer hatte eine Stärke von 6 Fuß und besaß in der Mitte ihrer NO-Seite das einzige große Tor, das die Burg mit der Außenwelt verband. Der Zugang zu ihm war wieder so gewählt, daß ein Angreifer ungedeckt durch seinen Schild eine lange Strecke zwischen Mauer und tiefem Graben zurücklegen mußte, bevor er vor dem Tore stand. Die rechte Torwange war durch kurzes Einbiegen der Mauer nach innen, die linke durch entsprechend stärkeres Ausbiegen nach außen gebildet, wodurch zugleich die anschließende Berme abgeriegelt wurde, eine uns ja von der Vryburg her bekannte Abwehrmaßnahme. In späterer Zeit wurde die genau 16 Fuß breite Torkammer durch eine Quermauer nach außen abgesperrt und durch Ziehen entsprechender Mauern ein durch eine Steintreppe vom Burginnern aus zugänglicher Kellerraum geschaffen. Ein großer Turm an der NO-Ecke, von dem noch Reste sichtbar sind, deckte einst den Zugangsweg zum Tor. Ein weiterer großer Turm erhob sich an der SW-Seite gerade gegenüber dem Tor. An der

Seite zum Zwischengraben wurden an den Ecken und in der Mitte je ein Gebäudefundament festgestellt, vielleicht zu zwei Ecktürmen und einem Torhäuschen gehörig. Während vom Bau in der SW-Ecke nur noch eben die Fundamentgrube sichtbar war, konnten vom Bau der anderen Ecke noch die Mauerzüge freigelegt werden. Die Außenmauer des Baus war die Burgmauer. Die übrigen Mauern hatten eine Stärke von 3 Fuß. Eine 4 Fuß breite Steintreppe führte an der südlich gelegenen Ecke mit drei Stufen in den Bau, dessen Innenmaße 14 mal 14 Fuß waren. Vom Torhäuschen war der 4 Fuß in den Boden eingetiefte Wohnraum noch mit dem zugrunde gegangenen Inventar erhalten. Dieses bestand aus Resten eines Strohlagers an der nordwestlichen Seite, sodann aus Trümmern einer mit Eisen beschlagenen Kiste mit verkohltem Hafer, ferner dem Eisen einer Lanze und schließlich einem Henkelkrug. Eine Stein- und eine Holztreppe führten in den Bau, dessen Innenmaße 12 mal 12 Fuß betragen. Die nur 2½ Fuß breite Steintreppe war auch hier nahe der südlichen Ecke, die Holztreppe aber ihr schräg gegenüber in der nördlichen Ecke angebracht. An der südwestlichen Seite des Torhäuschens lag der Weg nach der über den Zwischengraben führenden Brücke. Deutlich hoben sich in seinem Profil wie auch im Gelände der Vorburg sonst hier und da zwei verschiedenartige Horizonte ab, abgesehen von der heutigen Oberfläche.

Der **Zwischengraben** war im Mittel 14 Fuß tief in den Sandsteinfelsen hineingearbeitet und ganz mit Mauertrümmern der Burg erfüllt. Mehrere Meter lange Mauerstücke waren darunter. Bei einer Länge des Zwischengrabens von 100 Fuß und 27 bis 34 Fuß Breite waren rund 1200 cbm Schutt zu beseitigen. Die verhältnismäßig gut erhaltenen Seitenmauern des Zwischengrabens waren nur 3 Fuß stark und zeigten jede eine große Bresche. In der südlichen Seite befand sich ein kleines Schlupftor von etwa 3 Fuß Breite, während an der westlichen noch ein Mauerwerk mit zwei Aussparungen für Stützpfeiler der ehemaligen Brücke sichtbar war. Im Graben selbst wie auch sonst im Bereiche des Burggeländes fand sich eine ganze Reihe von aus hartem Magerkohlendstein kugelförmig zugehauenen Wurfgeschossen verschiedenen Kalibers von 1½ Fuß Durchmesser abwärts bis zu ½ Fuß.

Konnten wir die Vorburg nur zum Teil untersuchen, so haben wir das **Oberhaus** gänzlich freilegen können. Es hat ungefährkreisrunden Grundriß von annähernd $\frac{1}{8}$ ha Flächeninhalt, besaß also viel geringere Größe als die Werdener Herrenburg auf dem Pastorsberg. An seine 6 Fuß starken Mauern sind alle Gebäude des Oberhauses angebaut. Die Burgmauer ist zugleich Hausmauer. An ihrer Westseite besitzt sie das Eingangstor. Vor

diesem liegt ein schmaler Zwinger, der eben Platz für den Weg bietet. Seine Mauer am Zwischengraben hat einen Durchlaß, der gegen das oben genannte Tor nach Süden zu verschoben ist, so daß man beim Passieren des Zwingers wieder mit der rechten Seite, also ungedeckt, an der Burgmauer entlang gehen mußte. Rechts des Tores erhob sich der gewaltige Bergfried mit seinen 6 Fuß starken Mauern, deren untere Partie noch erhalten ist und eine Fläche von $17\frac{1}{2}$ mal $17\frac{1}{2}$ Fuß umschließt. Auffällig ist die durch Brand erzeugte starke Rötung der Wände. Nur in der Ostwand ist ein Mauerteil von normaler Färbung erkennbar, der sich mit deutlicher Trennfuge abhebt und allem Anschein nach eine torartige Öffnung zu sperren hatte, als der Turm nach einem Brande umgebaut wurde. Vielleicht war der Turm zuerst überhaupt der Torturm, d. h. durch ihn hindurch wäre dann der Zugang zur Burg erfolgt. Zwinger und Tor aber, wie wir sie heute sehen, wären einer zweiten Bauperiode der Burg zuzurechnen. Im Innern des Turmes ist an der westlichen Ecke noch ein schmaler Durchlaß mit Schwelle erkennbar, der einst parallel zur Burgmauer aus dem Turm führte. Auch er ist zugemauert in späterer Zeit. Ebenso liegt südlich des Turmes der Keller eines kleinen Baus, der ganz mit Brandschutt bis zum Niveau des Burghofes angefüllt war. Eine 4 Fuß breite Steintreppe führt mit 5 Stufen hinein. Unten zur Rechten des Kellerhalses sind noch die eisernen Angeln der Tür sichtbar. In den Mauern des Kellers sind Aussparungen für Pfosten vorhanden. Über den Kellerschutt hinweg ist später ein Pflaster von Sandsteinplatten gelegt und unter Durchbrechung der Burgmauer ein teilweise in den Zwischengraben reichendes Treppenhaus gebaut worden, welches an seiner Nordseite ein Tor besaß. Dieses gestattete über eine kleine Treppe den Zugang zum Zwischengraben und damit auch zu dessen oben erwähntem Schlupftor. Daß dieses gerade an der Seite des steilen Ruhrhanges lag, war natürlich auch eine Vorsichtsmaßnahme für den Fall einer Belagerung. Ein kleiner Zwischenbau vermittelte die Verbindung zwischen dem Treppenhaus und dem Hauptgebäude der Burg, dem stattlichen Palas. Seine Mauern nach dem Burghof zu waren 5 Fuß stark, eine den Bau in zwei Säle teilende Mauer nicht ganz 3 Fuß. Der westlich gelegene Hauptraum hatte im NW eine abgeschrägte Ecke. Hier lag sein Eingang mit einer von einer Holzkonstruktion überdachten Treppe. Die Länge des Saales betrug 17 Fuß, seine Breite 10 Fuß. In seiner Mitte fand sich noch das Fundament und der Fuß einer Säule. Der anschließende Saal hatte infolge der Biegung der Burgmauer einen unregelmäßigen Grundriß. Auch lag sein Boden 5 Fuß unter dem Niveau des Hauptsalles. Eine Tür führte einst aus ihm in ein nach Norden sich anschließendes langgestrecktes unterkellertes Ge-

bäude. Auch der Palas war teilweise unterkellert. Sein Keller war von der Westseite her über eine Steintreppe zugänglich und hatte nach dem Burghof zu ein mit Eisenstäben gesichertes Fenster. Er endete kurz vor der Palassäule. Abgestürzte Mauerstücke des Palas zeigten uns, daß dieser wohl drei Stockwerke besessen hat. Die Mauern verjüngten sich in ihrer Stärke entsprechend einer Balkenaufgabe von etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß jeweils um diesen Betrag. Der Keller muß der 2. Bauperiode angehören, desgleichen zum mindesten der östliche Palasteil, denn in dessen Hofmauer war nicht nur eins der oben erwähnten Wurfgeschosse, sondern auch allerlei sorgfältig bearbeiteter Tuffstein eingebaut, wie solcher bei der Innenarchitektur sonst Verwendung findet. Auch die Burgmauer war hier anscheinend erneuert, fanden wir doch noch Spuren eines Fundamentes, das außerhalb des heutigen Mauerzuges lag. Das an den Palas anschließende Längshaus folgt der Rundung der Mauer. Eine 4 Fuß breite Treppe führt mit 13 Stufen in seinen 7 Fuß unter dem Hofboden liegenden Keller. Dieser hat eine ungefähre Länge von 70 Fuß bei einer Breite von 17 Fuß. Eine kleine Quermauer gegenüber der Treppe teilt ihn in zwei Teile. Die nördliche Abschlußmauer war schlecht erhalten. Jenseits derselben beobachteten wir drei merkwürdige aus dem hier anstehenden Schiefer herausgearbeitete Kojen von etwa 3—4 Fuß Breite und 3—5 Fuß Tiefe (Tafel VIII, 1). Sie folgten nicht dem Mauerzuge, sondern lagen schräg dazu, gehörten also möglicherweise der ersten Bauperiode an. Ihr Zweck konnte nicht geklärt werden*.

* Eine Beschreibung der Isenburg, wie es scheint, von einem Augenzeugen, ist vorhanden gewesen.

Da der Text in der uns vorliegenden abschriftlichen Form mit Lese- und Sprachfehlern durchsetzt ist, geben wir hier eine wörtliche Umschreibung in heutiger Sprache:

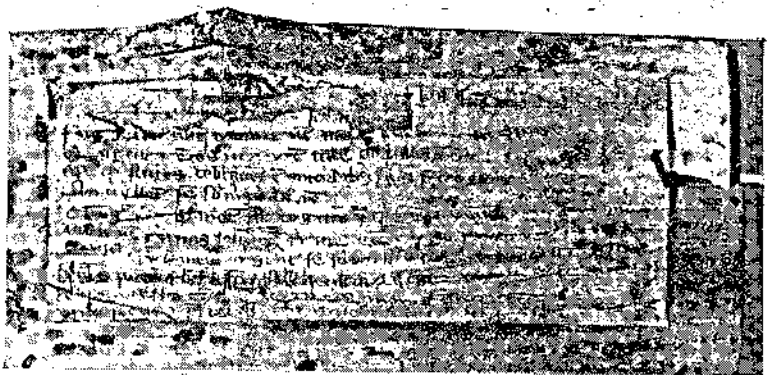
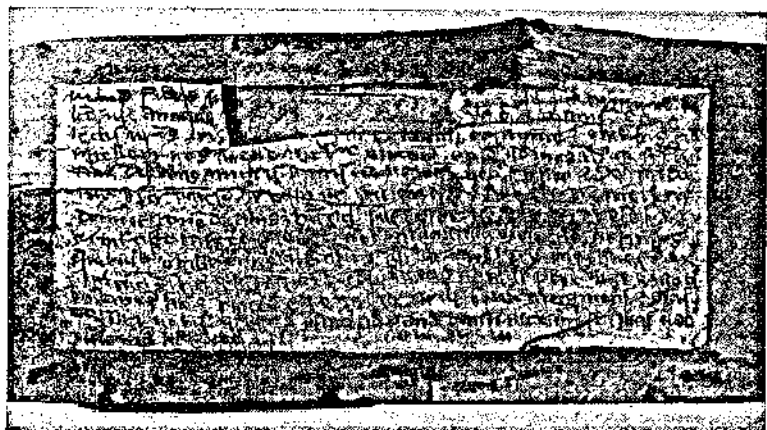
Das Haus von dem Isenberg liegt in dem Flußgelände (*in dem rivier*) von der Ruhr auf einem hohen Berge im Süden, gegenüber dem Kloster zu Rellinghausen, gegen Norden aussehend nach einem platten Feld, nach Osten gegen die Berge und Sträucher, so auch im Westen. Es ist kein Zugang anders als aus dem Felde nach dem Hause. Eine Gräfte in die Felsen gehauen muß man übergehen, und dann durch den großen Turm mit der sich aufziehenden Brücke. Das erste, oder Unterhaus, hat 8 Türme, dick von Steinen, mit seinen Wohnungen, Ställen für Pferde und das andere Vieh. Das Hausgesinde, über 400, sind in diesem Unterhause, so für die Räuber Acht haben müssen. Von diesem Platz geht man mit 15 Stufen (*trappen*) nach dem Oberhaus, auch durch einen Turm, da der Junker wohnt. Vier Türme stehen auf der Ecke, und der Turm an der Brücke ist der fünfte. Auf diesem Platz kann man das ganze Flußgelände übersehen, und das Haus hat soviel Kammern, daß [dort] auch sowie in dem Unterhaus 400 Mann wohnen können. Die Keller sind in die Steine gehauen und mit 274 Stufen ist man in der Zeit, wenn der Brunnen kein Wasser hat, [an die Ruhr] gegangen.

Die Abschrift stammt aus einer Zeit, als man die alte Schrift und die alte Sprache nicht mehr kannte. Zugrunde liegt wohl sicher eine Niederschrift

Der nun folgende Teil der Burgmauer war des hier aus dem weniger zuverlässigen, weil aus Schiefer bestehenden Untergrundes wegen durch zwei je 6 Fuß breite Pfeiler an der Außenseite gestützt. Endlich lag im Burghofe noch unmittelbar an der Mauer, etwa dort, wo diese außen die Mauer des Zwischengrabens anstößt, der 17 Fuß tiefe, in den Sandsteinfelsen hincingearbeitete Brunnen. Die Wasserversorgung durch ihn scheint nicht immer genügend gewesen zu sein. Wie anders ist es sonst zu erklären, daß die Burgbewohner sich entschlossen, außerhalb der Burg und zwar auf der Berme vor der nordöstlichen Mauer des Zwischengrabens einen weiteren Brunnen mit Holzverschalung abzuteufen? Dieser Brunnen muß bei der ersten Einnahme der Burg zerstört worden sein, denn zwischen seinem zusammengebrochenen Holzwerk lag eins der schweren Wurfgeschosse. Nachträglich ist dann der Brunnen von der inneren Grabenwandung wieder angegraben und ein höhlenartiger Schöpfraum geschaffen, in den eine mehrstufige, aus dem anstehenden Schiefer herausgearbeitete Treppe hinabführte. Der Boden des Burghofes war eine reiche Fundstelle für uns. Nicht nur lagen dort zahllose Knochenreste von Schweinen und anderem Getier, das einst von den Burgbewohnern verzehrt war; sondern auch viele Kisten voll Scherben konnten hier geborgen werden, ein wissenschaftlich sehr bedeutsames Material, das seiner Auswertung noch harret. Unter anderem fanden wir ein tonnenförmiges Tongefäß von 2 Fuß Höhe. Auf der Schulter ist es gleich den karolingischen Töpfen rädchenverzert, hat aber daneben einen leicht gewellten Standfuß des späteren Mittelalters. Tönerne Spinnwirtel, kleine Scheren, von der Form unserer heutigen Schafscheren, zeugten von dem Dasein weiblicher Burgbewohner. Unverkennbar waren Spuren des Kampfes. Zahlreiche Schieferplatten deuteten auf das Vorhandensein eines Schieferdaches hin. Unmittelbar vor dem Hauptsaal des Palas lag im Hof ein abgestürzter Fensterbogen zusammen mit einem großen Sandsteingeschoß. Neben schlanken Pfeilspitzen fehlten nicht die plumperen Bolzen der Armbrustschützen. Ein besonders schwerer Bolzen muß zu einem mittels Wurfmaschine geschleuderten Geschosse gehört haben. Pfeile wie Bolzen zeigten infolge ihres Anpralls an die Mauern hakenförmig gekrümmte Spitzen. An Münzen wurde ein Denar des Kölner Erzbischofs Konrad von Hochstaden gefunden, ferner das zerbrochene Siegel eines Marschalls Robertus, das als Wappen einen einfachen gotischen Schild

des Mittelalters. Das einzige Wort, das einen Anhalt geben könnte, ist das Wort „*risoir*“ in der alten Bedeutung als Fluß und Flußgelände, das im 13. Jahrhundert ein Modewort war. Den Text bringt ohne Quellenangabe J. Adolf Engels in seinem anonymen Buche „Reise nach Werden 1813“. Seine Vorlage ist bisher noch nicht aufgefunden worden.

TAFEL VII



Wachstafeln aus einem „Notizbuch“, gefunden am Grunde des Turms der Burg von Essen

TAFEL VIII



① Merkwürdige Grüfte in der Isenburg



② „Die Schöne von der Isenburg“, im Messergriff

mit einem stehenden Rautenkreuz zeigt*. Der kostbarste Fund wurde jedoch außerhalb des Mauerberings gemacht, und zwar unmittelbar unter dem halb erhalten gebliebenen Fenster des Palas an der Basis des Mauerschuttes (Tafel VIII, 2). Es war ein beingeschnittener Messergriff, der eine Dame mit dem Bologneser Hündchen auf dem Arm darstellt, wie sie uns durch die Manessische Handschrift bekannt geworden sind. Die Darstellung dieser „Schönen von der Isenburg“, wie wir sie taufen, ist außerordentlich sorgfältig. So sieht man z. B. genau, wie die Dame liebevoll das eine Ohr des Hündchens zwischen den Fingern ihrer rechten Hand hält. Bemerkenswert ist auch der strenge Faltenwurf ihres Gewandes, wie er nach dem Urteil Kunstsachverständiger kennzeichnend für frühgotische Plastiken ist. Profane Darstellungen dieser Zeit sind recht selten, so daß unsere Schöne neben dem Kunstwert noch einen recht erheblichen materiellen Wert besitzt**. An der Fundstelle ist kein Burggraben vorhanden, da die Burgmauer sich hier hoch auf schroffen Sandsteinfelsen erhebt, mithin ein Graben überflüssig ist. Ein solcher setzt erst jenseits des Schlupftörchens ein und umschließt dann die Burg in geschlossenem Zuge. Wo er im Sandstein steht, im SW und NW, ist eine schmale Berme vor der Mauer auf dem steil abstürzenden inneren Grabenrand vorhanden. Wo aber der Graben dann in seinem ganzen weiteren Verlauf im Schiefer steht und das Vorgelände der Burg dementsprechend auch flacher, also zugänglicher ist, dort wird die Berme 10, 12, ja stellenweise 18 Fuß breit. Die Grabenbreite schwankt zwischen 15 und 30 Fuß, die Tiefe,

* Herr Archivrat Jahn teilt uns hierzu mit, daß Robert Marschall des Kölner Erzbischofs Engelbert II. gewesen ist, und gibt dazu folgende Auszüge:

1. WUB VII. 1003 ao. 1258: Robertus marescalcus Westfalie, mit anderen Aussteller einer Urkunde über die Entweichung eines gefangen gehaltenen Goldschmiedes.
2. ebd. 1318. ac. 1269: Robertus marscalcus Westphalye, mit anderen als Zeuge in einer Angelegenheit des Rates von Brilon.
3. ebd. 2132, ao. 1289: in einem Mandat des Erzbischofs Siegfried von Köln werden gegen die Äbtissin Bertha von Essen mehrere Klagen vorgebracht (St. A. D. Stift Essen 117).

Darunter als 6. Anklagepunkt die Ermordung von Robertus, Marschall des vorigen Kölner Erzbischofs (Engelbert II.), in der Essener Stiftsfreiheit.

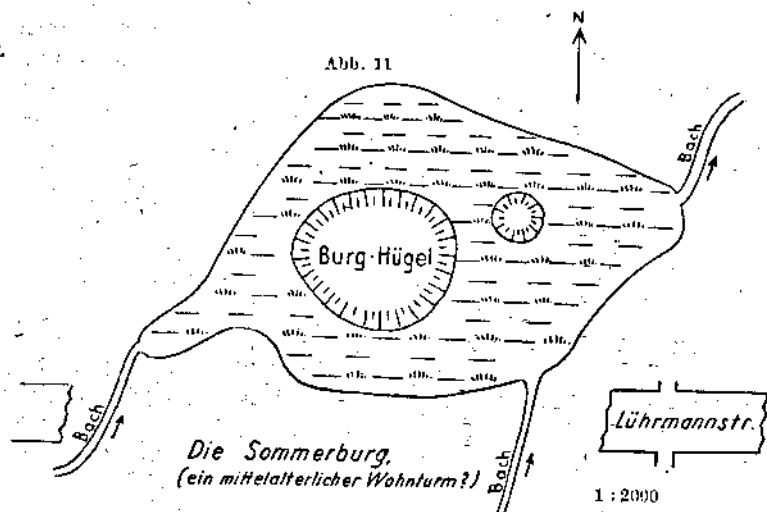
Sextus (sc. articulus accusationis) est quod dicta Berta abbatissa infra emunitatem dicte ecclesie Essindensis procuravit interfici Rubertum marscalcum predecessoris nostri et quod de hoc ipsa Berta est et fuit publice infamata.

Für diese Anklage (deren Ausgang unbekannt ist) vgl. Ribbeck, Geschichte der Stadt Essen, I. 140 f.

** Recht erheitend waren die unmittelbaren Fundumstände. Der Arbeiter, welchem der Fund zuerst in die Augen fiel beim sorgfältigen Abtrag der Schuttschichten, rief erstaunt aus: „Oh, da liegt eine Mumie!“

gemessen vom Niveau der Berme aus, 8 bis 10 Fuß. Die Sohle des Grabens ist meist breit, selten spitz. Vor dem Oberhaus schwenkt der Graben immer weiter von der Mauer ab, um schließlich in genau südöstlicher Richtung senkrecht zum Ruhrhang laufend, an diesem zu endigen. Hier ist vor der Burgmauer außer einer 8 Fuß breiten Berme noch ein 8 Fuß breiter und 2 Fuß tiefer Sondergraben nachweisbar gewesen, allerdings erst nach Forträumung beträchtlicher Mauertrümmer. Letztere haben uns bei unseren Grabungen oft große Schwierigkeiten gemacht, denn ihre Bruchsteine waren durch so festen Mörtel verkittet, daß eher der Sandstein spaltete, als daß eine Mörtelfuge nachgab. Im übrigen waren die Mauern mit glatten Fronten nach außen und innen gebaut, der Zwischenraum aber mit einem Brei von Steinen und Mörtel ausgefüllt, eine uralte Bauweise, die sicherlich auf die der Holzerdemaern zurückgeht, sahen wir doch an der Alteburg neben echten Holzerdemaern auch als Übergang solche, die vorn aus Stein, hinten aus Holzbewehrung bestanden. Die Höhe unserer Burgmauer mag 20 Fuß betragen haben. An den Stellen, wo wir sie noch anstehend fanden, so am Fenster des Oberhauses und westlich davon am Mauerrest jenseits des Zwischengrabens wie besonders an der linken Wange des Vorburgtores, war zu ersehen wie die übrige Mauer einst geschleift worden war. Man hatte den Mauerfuß untergraben und dann mit Holzstempeln abgestützt, die mit brennbarem Material umgeben waren. Nachdem der ganze Mauerring so untergraben war, wurde das stützende Holzwerk in Brand gesetzt. Die Mauer stürzte über den verkohlten Pfosten in Trümmer. Nur dort, wo die Untergrabung nicht weit genug durchgeführt war, wie an den oben genannten Stellen, blieben dann Mauerreste stehen. Wir wissen, daß diese endgültige Zerstörung der Isenburg im Jahre 1288 nach der Schlacht bei Worringen, als die Macht des Kölner Erzbischofs Siegfried von Westerbürg gebrochen war, durch Graf Eberhard von der Mark erfolgte. Ferner ist überliefert, daß die Isenburg im Jahre 1241 vom Grafen Dietrich, dem Sohn jenes Isenbergers Friedrich, der 1225 den Erzbischof Engelbert von Köln im Streite um die Essener Vogtei erschlug, erbaut wurde, daß er sie aber drei Jahre später an den Kölner Erzbischof Konrad von Hochstaden verlor. Daß dieses nicht ohne Kampf und teilweise Zerstörung der Burg vor sich ging, das haben, scheint uns, unsere Grabungen ergeben. Damals ist vielleicht auch von den Belagerern eine Schanze errichtet, deren Spuren sich in der sich östlich der Burg erstreckenden Wiese nachweisen ließen. Der Kölner Erzbischof hat dann die Burg restauriert und eine Besatzung hineingelegt. Zugleich verblieb dem Abt von Werden, als dem Grundeigentümer, ein Teil der Burg für seine Zwecke überlassen bis zu ihrer endgültigen

Schleifung. Heute sind die Mauern des Oberhauses, dank der tatkräftigen Unterstützung durch Oberbürgermeister Dr. Reismann-Grone und unter der sachverständigen Leitung von Baurat Linnemann, wieder soweit hochgezogen, wie das von Oberbürgermeister Bracht geplant war, um unserer Bevölkerung ein Bild der Essener Zwingburg geben zu können. Leider wurde die Restaurierung nicht auf die ganze Burganlage ausgedehnt, da die damaligen Stadtverordneten sich dagegen aussprachen. Eine spätere Generation wird vielleicht mehr Verständnis aufbringen und das angefangene Werk vollenden, wie denn in gleicher, aber



nicht so ausgedehnter Weise auch die Werdener Burgen unserer Bevölkerung zugänglich gemacht werden sollten. Wir können stolz sein auf den Besitz all dieser Zeugen einer großen und bewegten Vergangenheit, ein Besitz, der aber auch verpflichtet! Essen ist heute größtenteils ein Trümmerhaufen und harret des Wiederaufbaus. So müssen unsere Burgen zurückstehen. Aber vor weiterer Zerstörung und Verschandelung können und müssen wir sie bewahren, damit dereinst ein glücklicheres Geschlecht unsere begonnene Arbeit zu Ende führen kann. Noch harret auch eine Reihe weiterer geschichtlich interessanter Plätze der Erschließung durch Spatenarbeit. Den Stoppenberg nannten wir bereits. Daneben sind zu nennen die „Sommerburg“ an der Lührmannstraße (Abb. 11), wohl

eine Art Burgturm, wie solche im Zuge der großen Landwehr von der Lippe nach der Emscher zu beobachten sind; dann die Wasserburg in der Nähe der Isenburg am Wege nach der Zeche Gottfried-Wilhelm, die Stammburg der Vittinghoff-Schellenberger mit einem kleinen Oberhaus und einem größeren Unterhaus, die ältesten Siedlungen in Altenessen und Fischlaken. Wichtiger aber ist heute, daß alle für unsere Vorzeit Interessierten beim Wiederaufbau unserer guten Stadt ihre Augen offen halten, um in den sich zweifellos ergebenden Aufschlüssen durch Baugruben aller Art nach Spuren zu forschen, die uns weitere Kunde von Essens großer Vergangenheit zu geben vermögen. Das Ruhrland-Museum wird jederzeit zur Stelle sein, wennes zuderartiger Forschungsarbeit gerufen wird!

Benutzte Quellen

- Kahrs, Ernst, Prähistorische Funde im Industriegebiet, Essen 1912,
in: Essens Entwicklung 1812/1912, S. 61 — 63.
- Ribbeck, Konrad, Geschichte der Stadt Essen, Bd. I, 1915.
- Kahrs, Ernst, Essener Bodendenkmäler, 1928, in d. Zeitschrift des Rhein.
Vereins für Denkmalpflege und Heimatschutz, Jahrgang 21, S. 3 — 27.
ferner: Mitteilungen aus dem Ruhrlandmuseum
(Museum der Stadt Essen)
- Nr. 4. Steusloff, Ulrich, *Succinea antiqua* Colbeau.
5. Kahrs, Ernst, Die Altburg bei Werden, eine fränkische Volksburg.
6. Kahrs, Ernst, Paläolithische Funde aus dem Diluvium des Emscher-
tales.
8. Fiege, Kurt, Beitrag zur Kenntnis des Glacialdiluviums an der Ruhr.
11. Kahrs, Ernst }
Steusloff, Ulrich } Beiträge zur Geologie des Rhein. westf. Industrie-
Fiege, Kurt } gebietes.
13. Kahrs, Ernst, Zur Paläogeographie der Oberkreide in Rheinland
und Westfalen.
17. Kahrs, Ernst - }
Steusloff, Ulrich } Zur Kenntnis des Emschordiluviums.
21. Kahrs, Ernst, Das Diluvium des Emschergebietes und seine palä-
olithischen Kulturreste.
30. Budde, Hermann, Pollenanalytische Untersuchungen im Weißen
Venn.
32. Edinger, Tilly, Diluviale Ovipos von Mülheim (Ruhr).
33. Edinger, Tilly, Über Säugetiere aus dem Emscherdiluvium.
34. Weber, C. A., Beiträge zur Kenntnis der mitteleuropäisch-glacialen
Flora und der postglacialen Eichenflora im Ruhrgebiet.
- 39a. Steusloff, Ulrich, Grundzüge der Molluskenfauna diluvialer und
alluvialer Ablagerungen im Ruhr-, Emscher-, Lippe-Gebiet.
- 39b. Steusloff, Ulrich, Beiträge zur Kenntnis der alluvialen und rezenten
Molluskenfauna des Emscher-Lippe-Gebietes.
49. Kahrs, Ernst, Die Höhlen des Neandertales.
57. Budde, Hermann, Pollenanalytische Untersuchungen des Venner
Moores bei Münster.
58. Steusloff, Ulrich, Emscher und Lippe im Periglacial des Jung-
diluviums.
60. Steusloff, Ulrich, Zur Petrographie der Terrassen im Raum der
unteren Emscher.

85. Keller, Gerhard, Beobachtungen über diluviale und alluviale Ablagerungen in Essen.
87. Steusloff, Ulrich, Neue Beiträge zur Molluskenfauna und Ökologie periglazialer und alluvialer Ablagerungen im Emscher-Lippe-Raum.
101. Kräusel, Richard, Pflanzenreste aus den diluvialen Ablagerungen im Ruhr-Emscher-Lippe-Gebiet.
109. Kroll, Hubert, Der vorgeschichtliche Friedhof auf dem Radberg in Hülsten, Kr. Borken, Westfalen.
110. Keller, Gerhard, Erdgeschichtlicher Überblick über die Landschaft der Stadt Essen.
115. Keller, Gerhard, Gefügeuntersuchungen in Ablagerungen der Endmoräne bei Essen-Kupferdreh.
127. Keller, Gerhard, Untersuchungen über Artzugehörigkeit und Altersaufbau an Elephas-Molaren-Fauna aus dem unteren Emschertal.
129. Keller, Gerhard, Ein bemerkenswerter Mammutmolaren-Fund aus dem unteren Emschertal.
133. Steusloff, Ulrich, Die Entwicklung der Bäche im Emschorraume.
157. Steusloff, Ulrich, Weitere Beiträge zur Kenntnis der Verbreitung und Lebensansprüche der *Vertigo genesii parcedentata* im Diluvium und Alluvium.
158. Kahrs, Ernst, Vom Naturschutzgebiet Neandertal.
168. Steusloff, Ulrich, Der Lebensraum der Löß-Schnecken.